Biogr. 631 m
Baranius (Lichtenau)

Græfin v. Lichtenau.

Versuch einer Biographie der Frau Gräfin von Lichtenau einer berühmten Dame des vorigen Jahrhunderts.

Zu Papier gebracht
von
August Wilhelm Baranius,
der Gottesgelahrtheit Kandidat in Lindau am Bodensee.

Zürich und Lindau 1800.

Bayerische Staatsbibliothek München

BAYERISCHE
STAATS
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Seinem hochgeschätzten

und

liebwerthesten Herrn Vetter

dem

Herrn von Wöllner

in Berlin.

Hochgeschäzter,

liebwerthester Herr Vetter,

STAATS-
BIBLIOTHEK

Ich habe zwar schon viel geschrieben, die Rezensenten meinten aber stets, daß ich schlechterdings nichts Vernünftiges zu Papiere bringen könne. Schon wollte ich daher der Feder entsagen, und mich blos auf mein Brodstudium legen, um mich zu einer Pfarre zu qualifiziren, mein Vater rieth mir es aber ab, und sagte, ich sollte dem Herrn Vetter nur einmal eine Schrift dediciren, der sei eben kein Freund des vielen Vernünftigen, und liebe die

Leute, welche die leidigen Rezensenten auf so eine Art beschimpfen, gar sehr. Gewisser, Ihnen wohl bekannter Konnexionen halben, glaubte ich daher gleichfalls, dies sei wohlgethan, und setzte in Gottes Namen die Feder muthig wieder an, nachdem ich sie gehörig in das Tintenfaß gestippt und sie recht fein geschnitten hatte. Leider! wuste ich nun aber nicht, was ich schreiben sollte, und merkte daher bald, daß es doch so keine leichte Kunst sei, unvernünftig zu schreiben, als der großpralerische Rezensent wohl meinen mochte. Das leichteste wäre nun freilich gewesen, ich hätte einen Titel in das gelehrte Lindau eingerückt, und das Buch selbst, zu dem der Titel gehörte, ganz ungeschrieben gelassen: aber da war kein Lindauer, der gerade ein gelehrtes

Lindau schreiben wollte. Der Herr Vetter hätten gewiß sonst nur den Titel angesehen, darauf nach dem großen Maaß der Ihnen beiwohnenden Kenntnisse auf das Buch bei einem schäumenden Glas Champagner geschlossen, und der Frau Base dann sagen lassen, ich sei ein scharmanter Mann und habe viele Kenntnisse in meiner Schrift an den Tag gelegt. Da ich aber das Leichtere nicht haben konnte, so muste ich schon das Schwerere wählen, das ist: ohne Vorwissen meines Vaters, mir ein Büchelchen auf meinen Namen schreiben lassen, und es Ihnen, als aus meinem Gehirn geflossen, zuschicken. Dieser Methodus wird sicher Ihren Beifall um so gewisser haben, da Sie als ein großer Politiker wohl wissen, daß selbst

Minister sich Edikte auf diese Art komponiren und als ihr Werk dann zirkuliren lassen. Die guten Leute sind um so übler dran, wenn sie nun noch Schimpf und Schande davon haben, und die Dummheiten anderer ruhig auf ihr Haupt wälzen lassen müssen. Diese Reflexionen werden dem Herrn Vetter schon zeigen, daß ich in theologicis bene versatus sim, und daß ich eben nicht auf den Kopf gefallen sei.

Mein Fehler ist nur der, daß ich vermöge meines weitumfassenden Genies (ich darf dies dem Herrn Vetter wohl sagen, da dies Genie gerade zu unserer Familie gehört) etwas zu sehr abschweife von der Hauptmaterie, und dann meist am Ende nicht weiß, wo ich bin. Der Herr Vetter würden dem Vater und

auch der Frau Base im neuen Garten einen sehr großen Gefallen thun, wenn Sie einen räudigen Leithammel aus dem Ihnen untergebenen Schafstall wieder einmal ausmerzen, und statt desselben mich in die Heerde aufnehmen wollten. Ich habe gearbeitet in der Halle und den drei Vorhöfen, und bin dann auch eingelassen worden in das heilige Acacia; das blutige Haupt und der Jüngling ohne Kopf sind mir bekannt; ich bin gesprungen rechts, ich bin gesprungen links, und habe dann den Strick an meinem Hals gehabt, nachher bin ich aus dem obern Abgrund in den untern gefallen, und kämpfe jetzt mit den Elementen. Vielleicht daß ich auch die heilige Argos noch schaue! Herr Vetter, bedarf es zu einem

tüchtigen Leithammel bei Ihrer Heerde mehr? Der Sohn der Wittwe, August, wird Ihnen dies Buch überreichen, er führt den Namen a lapide nigro, und ist in der Bauchsprache geübt. Grüßen Sie doch Pinetti, unsern würdigen Obermeister. Ich weiß wirklich nichts mehr zu schreiben. Leben Sie wohl!

Des Herrn Vetters

Lindau,
im dritten Jahre vor dem
künftigen Jahrhundert.

aufrichtiger
Verehrer und Vetter
August Wilhelm Baranius.

Vorrede.

Da mich der Herr Baranius in Lindau mit dem Auftrag beehrte, für Geld und gute Worte ein Büchelchen in seinem Namen zu schreiben, in welchem durchaus von wenig Vernunft die Rede sein sollte, weil er sich einem hohen Anverwandten dadurch zu empfehlen dachte, so wählte ich das Leben einer berühmten Dame des vorigen Jahrhunderts, die viel Vernunft, die aber leider von dieser Welt war, besaß, und von der es sich doch am Ende ergab, daß sie in der That sehr wenig Vernunft gehabt habe. Dies Sujet fand auch des Herrn Baranius Beifall, da er meinte, es werde dadurch in concreto dargethan, daß die Vernunft am Ende doch zu

nichts helfe. Die Szene fällt zu Lichtenau am Rhein vor, und die Person, welche die Hauptrolle spielt, war die Mätresse eines ehemaligen Besitzers dieser Grafschaft. Das Manuscript, das ich bei meiner Bearbeitung benutzt habe, befindet sich in der Bibliothek des Herrn Schlächtermeisters und Klingelbeutelträgers Rietz, eines unehelichen Nachkommens eines ehemaligen Bedientens eines Grafen von Lichtenau. Man wird dem Büchelchen also fidem historicam wohl nicht absprechen können. Lindau den 23ten Dezember 1797.

Friedrich Eisenfels,
Namens meines Mandanten, des Herrn Varanius.

Friedrich, Graf von Lichtenau, ein tapferer und dabei edeldenkender Ritter, stand im vorigen Jahrhundert als General in schwedischen Diensten. Auf einem seiner Feldzüge lernte er in Böhmen einen Mann, Namens Encke, kennen, der ein großer Musikus war. Er zog ihn daher nach Ende des Kriegs in sein Land, und stellte ihn bei seiner Kapelle an. Dieser Encke hatte eine Frau und mehrere Töchter, die insgesamt schön waren, wie die Morgenröthe, und daher die Augen der jungen Lichtenauen stark auf sich zogen. Sie verachteten dabei auch gar nicht die Huldigungen, die man ihrem feinen Teint und schlanken Wuchs brachte, und koseten mit den Jünglingen gern. Dies thaten sie in der Folge der Zeit um so mehr, da der Vater gestorben und ihr Einkommen dadurch nun geschmälert

war. Sie dachten bei sich selbst, was sollen wir arbeiten, da uns die Liebhaber so vollauf bringen, und da uns ihre reiche Spende schon nährt. Die älteste Encken hatte auch das Glück, daß sie dem jungen Erbgrafen ins Auge fiel, und daß er sie sich zur Mätresse wählte. So sehr sie der Erbgraf aber auch liebte, und so sehr er der Wollust bei ihr fröhnte, so war sie ihm dennoch ungetreu und liebte neben ihm einen andern, den Grafen von Matuschka, der sich aus dem fernen Schlesien hier angesiedelt hatte. Während sie die Mätresse des Erbgrafen war, diente ihre Schwester Minchen bei ihr als Magd. Einst haderten die beiden Schwestern mit einander, und die ältere gab der jüngern ein paar derbe Maulschellen. In Amsterdamm erschien 1758 ein Werkchen unter dem Titel: Essai sur les grand evenements par lés petits causes. Diese beiden Maulschellen sind auch den petits causes beizuzählen, die grands evenements zur Folge hatten. Wer hätte es denken sollen, in dem Augenblick nemlich da Minchen Encken diese beiden Maulschellen

von ihrer schwesterlichen Liebe aufgeschlagen wurden, daß sie dadurch zu einer künftigen Gräfin würde geschlagen werden? Und doch war ihm also! Es waren daher ein paar liebe, ein paar scharmante, ein paar herrliche Maulschellen für sie. Mienchen, die in diesem Augenblick das Gute, das ihr ihre Schwester erzeigte, aber nicht einsahe, stürzte, über dies Betragen entrüstet, der Thüre und nach der Treppe zu. Der Erbgraf begegnete ihr auf der Treppe, als sie mit fliegendem Haar, das sie raufte, und mit halb entblößter Brust, die sie durchbohren zu wollen schien, ihm entgegen stürzte. Der zum Mitleid geneigte Erbgraf sah Thränen in ihrem Auge glänzen und Gram und Kummer auf ihren Lippen schweben. Er fragte sie, was ihr fehle, und warum sie sich denn so unsanft gebehrde. Meine Schwester die ältere, sprach sie, behandelt mich als eine Magd und stößt mich von sich mit Faustschlägen und Nägelkratzen, da ich ihr ihre Untreue gegen Ew. Erlaucht vorwerfe, und sie schelte, daß sie den mit Ihnen geschlossenen Bund um Matuschka, den rohen

Schwester, bricht. So eben ist der Buhler bei ihr, und sie pflegen unkeuscher Liebe. Man hätte nun wähnen sollen, der Herr Erbgraf werde ad vocem unkeuscher Liebe Minchen plötzlich verlassen und den Nebenbuhler beim pruritus ihm nicht zustehende Früchte zu pflücken auf der Stelle bestraft haben, er blieb sich aber ganz gleich dabei, vermuthlich da ihm so etwas schon öfter vorgekommen, und sein Blick auf Minchens Busen mit mehr Anmuth als diese Rache verknüpft war.

Er zog nun langsam die Börse, gab Minchen einige Gulden, und befahl ihr, sich ein paar Schuhe dafür zu kaufen, und ihre Füße zu bekleiden, die annoch barfuß waren. Ich will für dich sorgen, sprach er, und dich nicht ferner lassen dienen als Magd. Wie Minchen sich entfernte, eilte er zur Schwester. Minchen hatte wahr geredet, und der Buhler war wirklich bei ihr. Ob sie gerade unkeuscher Liebe gepflegt, war aber nicht mehr ersichtlich, da beide ruhig Hand in Hand auf dem Sopha saßen und ganz unschuldig

mit einander tändelten, auch weder kurzer Athem, noch Erhitzung und fliegende Röthe bei ihnen zu bemerken stand. Indessen verdroß dem Herrn Erbgrafen auch dies Tändeln schon. Sein Zorn äusserte sich nun stets auf eine sonderbare und ihm ganz eigne Art. Er schlug nemlich alles im Zimmer entzwei, übte seine Wuth an dem Leblosen aus, und erstattete den angerichteten Schaden dann dreifach wieder. Dies war auch hier der Fall. Indessen drang er nach vollzogenem Aktus der Zerstörung aller zerbrechlichen Meublen und nach dreyfacher Wiederbezahlung derselben auf Trennung. Matuschka zog mit seiner Beute ab, nahm sie in der Folge als sein eheliches Weib an, und der Erbgraf war nun wieder frei. Da grämte sich aber Mutter Encken, und war sehr betrübt. Sie trat vor den Erbgrafen, und sprach: Ew. Erlaucht werden doch nicht meine sämmtlichen Töchter um der einen Ungetreuen willen verstossen wollen? Sehen Sie sie hier, die schuldlosen Kinder, haben Sie Mitleiden mit Ihnen, und wählen Sie sich eine davon aus. Sehen Sie

zum Beispiel Minchen an. (Minchen trat dem Erbgrafen bei dieser Rede näher.) Ihr Busen ist voll und rund, seine Weiße übertrift den Alabaster, ihr Auge ist feurig und blau, ihr Wuchs ganz zur griechischen Wollust geschaffen, ihr Geist ist gebildet und ihr Herz dabei ohne Falsch. Sie ist das Reh im hohen Liede Salomonis, nach dem der Hirsch hüpft. Kaum ist sie den Kinderjahren entwachsen, und steht eben in der vollesten Blüthe. Sie wird Sie die Freuden der Liebe im vollesten Maaß empfinden lassen, und neue Kraft in ihre Adern ergießen. Sehen Sie, wie Schamröthe ihr Gesicht überzieht, und wie steigende Röthe den Purpur ihrer Wangen erhöht. Wie ihr Busen dem Mider zu entquillen strebt. Bald wird sie verfliegen diese Röthe, und ein blendendes Weiß wird ihre Wangen überziehen, wenn sie Ihnen den ersten Sohn überreicht, den Sie in wonniger Liebe mit ihr zeugen. Der Erbgraf gieng, wie leicht zum Voraus zu sehen war, den Handel ein, und Minna — ward noch in derselben Nacht seine Beischläferin.

Er erzeugte einige Kinder mit ihr.

Graf Friedrich vernahm aber diesen ganzen Handel bald nachher.

Dieser Herr meinte, der Erbgraf habe eine Gemahlin, und also Pflichten gegen sie als Gatte zu erfüllen. Er wollte, er solle sie lieben, das sei gut, das sei edel; aber er solle keine Buhlerin haben; denn schon das bloße Wort Mätresse entehre einen künftigen regierenden Herrn. Der Herrscher auch nur einiger tausend Unterthanen müsse frei sein, und es könne sich der nie der Freiheit rühmen, der an die Fesseln einer Buhlerin geschmiedet sei.

Eben so frey müsse der künftige Regent von Günstlingen sein. Er könne zwar Günstlinge haben — und müsse sie haben. Jeder vor andern sich auszeichnende, rechtschaffene Mann — jeder redliche Diener des Staats verdiene, der Günstling seines Regenten zu sein. Aber, Leute, die nur Mädchens ihrem Herrn zuzuführen bemühet seien; Leute, die auf das Unglück anderer ihr Glück baueten,

Schmeichler, die nur den Leidenschaften der Großen, nicht aber dem Staate dienten; die, stolz auf die Gunst der Großen, die Tugend mit Füßen träten, Leute dieser Art erniedrigten den Regenten, wenn sie ihm als Günstlinge zur Seite stünden, denn von ihnen folgere man auf ihn. Bei Mätressen aber seien solche Leute unvermeidbar.

Blicken Sie auf unsern Ahnherrn Friedrich Wilhelm den Großen Grafen hin, sprach daher Friedrich zum Erbgrafen, als er seine Buhlschaft vernahm, blicken Sie auf das Muster hin, das dieser Ihr Ahne Ihnen hinterließ. Nirgends finden Sie da Mätressen, und wo ist der Günstling, der sich rühmen könnte, daß durch ihn in der ganzen glorreicheu Regierung dieses Grafen auch nur das mindeste Böse verübt sey? Das, o mein Lieber! sind aber unverwelklichere Zweige in den Lorbern unsers erlauchten Vorfahrens, als alle seine Siege.

Sie sollen einst als Vater Ihrer Unterthanen jede Bitte derselben mit gütigem Blick

anhören. Werden Sie das können, wenn durch die Mätresse erst der Weg zu Ihnen geöfnet werden kann? Werden Sie sich also wohl alsdenn die Herzen öfnen und Ihre Regierung sichern können? Entsagen Sie also jeder Mätresse, fliehen Sie ihren Einfluß auf Ihr Herz. Zugänglich jedem Ihrer Unterthanen wird dann jeder, wenigstens aus Furcht vor Entdeckung, seine Pflicht thun, und der Rechtschaffene, der gute Bürger, wird sie desto freudiger erfüllen, denn er ist des Schuzzes seines Vaters gewiß.

Der Erbgraf ward gerührt, er versprach, sah dann Minchen und — dachte an sein Versprechen, an sein künftiges Volk nicht mehr.

Ein gewisser Bischoffswerder, aus dem Sachsenland gebürtig, seines Metiers ein Soldat und ein Geisterseher, hatte sich an seinen Busen gedrungen, und sich seine Freundschaft erworben. Bei einer schweren Krankheit war er nie von seinem Bette gewichen, und hatte dadurch Wurzel in seinem

Herzen gefaßt. Dieser vertheidigte Minchen, und stellte ihm die Ermahnungen des Grafen Friedrichs als die finstere Moral eines griesgramichten Alten vor, der nur darauf hin arbeitete, ihn zu vernachläßigen, ihn für jede Freude abzustumpfen, und seine Lebensgeister zu erschlaffen. Friedrich fürchte, einst durch ihn verdunkelt zu werden, und einzig desfalls quäle er ihn mit einer so finstern und mönchischen Moral. Er sei ein ehrlicher Mann, und eben so ohne Falsch habe er auch Minchen gefunden. Sie beide würden, weit entfernt, den Herrn Erbgrafen mißzuleiten, nur dahin arbeiten, daß ihm sein Regierungsgeschäft künftig recht leicht werde, ohne Beschwerde von der Hand gehe, und daß ihn das Volk anbete.

Wie der sehr ehrwürdige Liebling, Herr Bischoffswerder, geredet hatte, trat Minchen selbst ein. Bischoffswerder hatte sie wissen lassen, was Graf Friedrich dem Erbgrafen ins Ohr geflüstert, und sie ausdrücklich zu dieser Stunde zu sich berufen,

denn in seinem Hause eben fiel die obige Unterredung vor. Friedrich hat die Ehre der Mätressen angetastet, sprach sie, und gemeint, sie entehrten einen Grafen? Der Erbgraf mußte ihr gestehen, daß dem allerdings also sei. Wenn man Mätresse mit Hure verwechselt, fuhr sie hierauf fort, so mag Friedrich allerdings Recht haben, denn alsdann ist Mätresse ein hartes und nachdenkliches Wort.

Die Franzosen, unsre Nachbarn, die ersten Pfleger und edlen Nährer der Kultur, nehmen das Wort Mätresse aber nicht also. Sie denken feiner und vorurtheilsfreyer, selbst edler als die Deutschen. Bei ihnen heißt Mätresse die Geliebte, die Beherrscherinn aller sanften Neigungen. Prinzessinnen nehmen es da selbst nicht übel, wenn man sie Ma Maitresse nennt. Ich bin nicht Ihre deutsche, sondern Ihre französische Mätresse; nicht Ihre Buhlerinn, sondern Ihre Geliebte, die sich einer Huldgöttinn gleich bemüht, Ihnen das Leben zu verschönern,

Ihnen Ihre Tage angenehm zu machen, die Nächte zu verscherzen, und sich sanft aller Ihrer Neigungen zu bemächtigen. Wenn die Gemahlin Pflichten von Ihnen heischt, flehe ich schmachtend Liebe; wenn sie Ihr Herz einzig für sich besitzen will, blos weil sie Gemahlin ist, suche ich es durch Gefälligkeit und Güte, durch Seufzen und Bitten auf einige Augenblicke nur zu gewinnen. Und da sollte ich sie entehren? Entehrt es den Perikles etwa, daß ihn Lais zu bezaubern wuste? — Ich will gern übrigens zurücktreten, mein Graf, sobald ich Ihre Liebe nicht mehr verdiene, sobald ich sie nicht im vollesten Maaß erwiedere.

Nun trat auch Wöllner, ein ehemaliger Theologus, ein, der aber übergieng, und nachher ein Zöllner (Finanzier) ward. Sie sind ja Prediger gewesen, sprach Minchen, und verstehen sich auf die Schrift, sagen Sie: entehrt eine Mätresse einen regierenden Herrn? Ehrn Wöllner meinte, nein! Entscheidende Antworten dieser Art sind bei Theolo-

gen nehmlich sehr gang und gäbe. Unter Hure —

Sprechen Sie das häßliche Wort nicht aus, fiel ihm Mienchen in die Rede, es beleidigt die Ohren und ist sehr unanständig.

Verzeihen Sie, wertheste Jungfer Encken, entgegnete ihr Herr Wöllner, ich bediene mich nur der Sprache Luthers, der von Mätresse noch nichts wuste, als er die Bibel übersetzte.

Und was wollen Sie mit Luthern und der Bibel? sagte ihn Minchen.

Das sollen Sie gleich hören, wenn Sie mich nur ausreden lassen, und mir den Ausdruck Hure, salva fama und salvo dem Ihnen schuldigen titulo, erlauben. Lassen Sie den Pfaffen nur reden, fiel der Erbgraf lächelnd ein, er meint es so böse nicht, und steigt wohl selbst einmal extra.

Unter Hure also, sprach Wöllner, versteht die heilige Schrift nur die Verbindung eines Juden mit einer Heidin, da also Min-

chen eine Christin, sowohl wie der Herr Erbgraf ist, so ist sie allerdings unter dem sechsten Gebot nicht mit begriffen, und wenn Sie Ihr nur allein treu bleiben, Ihr Umgang eine Gott gar nicht mißfällige Sache und folglich auch nicht der Ehre nachtheilig. Graf Friedrich ist ein Ketzer und ein Freund der Moral der Heiden, die vor Gott unserm Herrn kein Verdienst hat.

Minchen fiel dem Erbgrafen um dem Hals, Bischoffswerder und Wöllner umarmten sich — und — der Bund war aufs neue geschlossen.

Der Erbgraf sahe Friedrich nun als seinen Feind und seine Rathgeber als Schlangen an, die sich an seinen Busen schmiegten, ihm ihr Gift mitzutheilen, das zwar nicht diesem, wohl aber ihm dem Erbgrafen Schaden bringen solle.

Wer nicht ein Liebchen sein nennt auf diesem Erdenrund

(versteht sich außee der ehelichen Hausehre.)

Der stehle weinend sich aus unserm Bund,

war von nun an des Erbgrafen, Bischoffs, werders und Wöllners Wahlspruch.

Graf Friedrich, der sich unterdessen näher informirt hatte, glaubte nun mit Recht befürchten zu müssen, Minna Encken werde den Erbgrafen einst beherrschen und ganz von sich abhängig machen wollen. Mehrere Vorfälle, die ihm zu Ohren kamen, hatten ihm einen tiefen Blick in Minna's Seele thun lassen. Er sahe das Uebel, das sie über seine kleine Grafschaft einst thun werde, zum Voraus, und beschloß daher, der Sache kräftigen Einhalt zu thun. Demoiselle Encken würde sich eine kleine Auswanderung aus der Grafschaft Lichtenau haben gefallen lassen müssen, wäre sie dem Grafen nicht zuvor gekommen, und sie hätte nicht die Flucht von freien Stücken ergriffen.

Während sie sich einen Zufluchtsort sucht, wollen wir den Herrn Bischoffswerder und den Herrn Wöllnern näher kennen zu lernen suchen. Dieser Mann war aus der benachbarten Herrschaft Lohr gebürtig. Im

Feldzuge 1637 hatte ihn der Erbgraf kennen gelernt. In einer schweren Krankheit war er nie von seinem Bette gewichen, hatte er ihn aufs edelste verpflegt und sich dadurch seine Freundschaft erworben. Er war kein böser Mann, wohl aber sanguinischen Temperaments und dabei ein Schwärmer. Als Vertrauter und Freund eines gewissen Geistersehers, Namens Schröpfer, hatte er dessen überspannte Ideen eingesogen, und sich von demselben betrügen lassen. Bei Schröpfern logirte, da er noch Koffetier in Zweibrücken war, ein Prinz. Dieser führte ein Kästchen, mit 12 Schlössern und 24 Siegeln versehen, bei sich. Schröpfer entwendete ihm dasselbe und versteckte es in der Dachtraufe. Der Prinz ward seinen Verlust zwar noch frühzeitig genug gewahr, und ließ alle Winkel im Hause durchsuchen, er vermochte aber nichts zu finden, und muste daher ohne seinen Schatz wieder abreisen. Wie er weg war, entsiegelte und öffnete Schröpfer das Kästchen, und fand eine Menge Schriften darin, die ihm des Diebstahls schon werth zu

sein

sein schienen. Damals gab es eine Rosen-kreuzer-Loge in Zweibrücken. Er trat in dieselbe, ohne je aufgenommen zu sein, ohne alle Umstände ein, gab sich für einen Meister Schott, von Macht und Gewalt aus, jagte alle Rosenbrüder von dannen, und verschloß die Loge. Der Prinz von Auvergne ließ ihm eine Tracht Prügel hiervor geben, über die er quittiren mußte, und gieng dann wieder aller Erwarten den andern Tag öffentlich Arm in Arm mit ihm spazieren. Eben so ließ sich der Herr Koffeeschenk nun als einen französischen Obristen sehen und speiste selbst als solcher beim französischen Residenten. In der Loge, die er hielt, sahe man Geister. Man mußte aber vorher einige Gläser Punsch zu sich nehmen, zu dem er narkotische Ingredienzien that, und in der Loge ward man durch den Dampf, das Blendende der vielen Lichter und das große Räuchern betäubt.

Der Verfasser des Manuscripts, nach dem ich arbeite, wohnte selbst einer solchen Loge einst bei, und läßt sich darüber folgendermaßen aus:

„Ich trank von dem Punsch als einer unnachlaßlichen Bedingung, und schlürfte desselben auch eine Tasse voll etwa hinunter. Indessen da ich die Wirkung desselben von andern schildern gehört habe, versahe ich mich mit einem niederschlagenden Tränkchen, das ich unbemerkt zu mir nahm. Ich blieb dadurch bei vollem Bewußtsein. Der Geist erschien wirklich, und er brachte auch in der That mehrere hohle Töne hervor, die gräßlich in das Ohr fielen. Es war der Geist Heinrich des Vierten, dessen Körper noch von der Wunde zu bluten schien, die ihm Ravaillac beigebracht hatte. Dem Altar gegenüber bemerkte ich aber eine kleine Oeffnung in der schwarzen Bekleidung der Wand, aus der Strahlen hervorgiengen, die ein Spiegel reflektirte, und die mir zu Hervorbringung des Geistes mit zu wirken schienen. Da ich weder Mathemathiker noch Physiker bin, so vermochte ich dem Gaukelspiel indessen nicht näher auf die Spur zu kommen."

Ein Freund von Bischoffswerder war, Du Bosk, ein Franzose. Beide lagen nun Schröpfern sehr an, sie in seine Geheimnisse einzuweihen. Der Mensch will so gern mehr von der Unsterblichkeit der Seele wissen, als ihm die Vernunft zu wissen erlaubt; Schröpfern schien beiden dies mehrere gewähren zu können, und so suchten sie sich an ihm anzuklammern. Schröpfer täuschte beide fürchterlich, und behandelte sie als Einfältige. Anfänglich zeigte er sich zu allem geneigt und dann — entschlüpfte er ihnen plötzlich wieder, wie ein glatter Aal. In einem traulichen Zirkel, dem ich beiwohnte, sagt mein Mscpt., ließ sich Du Bosk einst auf folgende Art darüber aus: Schröpfer habe ihm und Bischoffswerdern einst ein versiegeltes Manuscript gegeben, das die Geheimnisse des Ordens enthalten solle.

Meine Brüder, sprach er zu ihnen, kann ich treulich mit ihnen reden, und sind wir gegen alle Unfälle der Neugier und der Späher der eitlen Wißbegierde dieser Welt gesichert?

Du Bosk. Bruder Bischoffswerder, durchsuchen Sie das ganze Haus, sowohl das Heiligthum als den Tempel und die Vorhöfe, und sagen Sie uns dann an, ob wir auch hinlänglich gesichert sind, und ob weder die elende Philosophia noch ihre Schwester, die Thörin Physika, sich uns, in Spionen, die sich ihre Priester nennen, zu nahen vermögen.

Bischoffswerder entfernte sich.

Nach einiger Zeit kam er zurück.

Bischoffswerder. Vertrauter des heiligen Cyprians und Freund des tugendhaften Crispins, Würdiger und Großer, ich habe das Haus gehörig durchsucht und alle Schlösser desselben so verwahrt, die Fensterladen so verschlossen und die Mauern so dick gefunden, daß es unmöglich ist, sich uns zu nähern, noch weniger die Worte der Weisheit zu lauschen, die von ihren Lippeu fließen werden, und die wir sehr neugierig sind zu hören.

Schröpfer. Bruder Du Bosk, wo kommt der Wind her?

Du Bosk. Von der entgegengesetzten Richtung, da er sich hinwendet.

Schröpfer. Bruder Bischoffswerder, was ist es an der Zeit?

Bischoffswerder. Es ist um das Hahnengeschrei.

Schröpfer. Und wo hat das Maul des Menschen seinen Sitz?

Du Bosk. In der Mitte zwischen Brust und Stirn und zwischen dem rechten und linken Ohr.

Schröpfer. Meine Brüder, da der Wind von der entgegengesetzten Richtung herkommt, da er sich hinwendet; da es um das Hahnengeschrei ist, und da das Maul des Menschen zwischen der Brust und Stirn und zwischen beiden Ohren seinen Sitz hat, so sollen Sie Weisheit von mir hören!

Beide. Wir werden Weisheit hören!

Schröpfer. Und was thun die Brüder, wenn sie Weisheit hören?

Du Bosk. Sie zeigen dem würdigen Rosenmeister eine doppelte Reihe von Korallen mit zierlichen Lippen umgeben, und ziehen

die Zunge etwas zurück, oder, wie die Profane reden, sie sperren das Maul auf.

Schröpfer. Meine Brüder, thun Sie ihre Schuldigkeit.

Beide liessen nun die doppelte Reihe von Korallen blicken, die dicke Lippen umgaben, und zogen ihre Zunge etwas zurück.

Schröpfer. Meine Brüder, da Sie in der Fassung sind, Weisheit zu hören, so — hören Sie selbige. Hier übergebe ich Ihnen ein versiegeltes Paket, es enthält die Geheimnisse der Rosenkreuzer, öfnen Sie es nicht, bis ich 24 Stunden von hier abgereist bin, und erwarten Sie dann geduldig das Weitere.

Da hieß es recht: parturiunt montes, nascetur ridiculus mus.

Beider Neugierde war indessen zu groß, als daß sie es die 24 Stunden hätten uneröfnet lassen können.

Sie öfneten es, und fanden — nichts als leeres, weisses Papier. Schröpfer, den sie über alle Berge glaubten, kam früher, als sie glaubten, zurück, schalt sie, daß sie das

Mscpt. zu einer Stunde, die er bestimmt angab, und die nicht die rechte gewesen, geöffnet, und daß sie also das erste Gesetz des Ordens, den Gehorsam, gebrochen.

Leeres Papier habt ihr gefunden, sprach er, und forderte dasselbe dabei sogleich zurück.

In Schröpfers Händen stieg auf einmal wieder Schrift auf demselben empor und die Leere verschwand.

So geht es, sprach er, den Neugierigen und diesen sollte man Geheimnisse eröffnen?

Die eifrigen Schüler des Rosenordens bemerkten hierbei nicht, daß alles sehr naürlich zugegangen, und daß sie arg getäuscht seien. Sie gelobten ihm Besserung und suchten ihm von dieser Zeit an die redendsten Beweise ihrer Folgsamkeit zu geben. Als er sich von ihrer Besserung überzeugt zu haben schien, übergab er ihnen ein Kästchen mit 12 Schlössern und 24 Siegeln versehen, das Du Bosk in Verwahrung nehmen mußte.

Es enthält die Geheimnisse, sprach er, bewahrt es, ich verreise, und in 24 Stunden könnt ihr es dann öfnen.

Du Bosk, der damals mit seinen Finanzen gerade etwas broullirt war, saß nach Schröpfers Abreise gerade vor seinem Pult und — rechnete. Im Pult selbst stand das erwähnte Kästchen.

Er bemerkte anfänglich ein Geräusch, von dem er nicht wußte, woher es komme. Da es indessen stärker, und das Toben im Pult unerträglich ward, fiel ihm vor Schreck die Feder aus der Hand. In diesem Augenblick trat Bischoffswerder ein.

Bruder Schott und würdiger Rosenritter, rief ihm Du Bosk entgegen, trete näher zu meiner Rechten, und überzeuge dich von einem übernatürlichen Geräusch, das von Osten ausgeht, und sich nach Westen über die drei Vorhöfe des Tempels und die ganze Halle verbreitet, bete mit mir an, denn hier ist der Finger des Steins der Weisen. Bischoffswerder stellte sich zu seiner Rechten, hörte das Geräusch und — betete ehrfurchtsvoll an.

Es geschahen fünf Schläge, je ein schneller und dann ein langsamer und bedächtiger, alle aber insgesammt vernehmlich und stark.

Hierauf hämmerte, zimmerte und tobte es, daß beide der Muth verließ, und sie die Halle und dann den Vorhof suchten. Schüchtern kamen sie endlich zurück, trugen das Kästchen in ein fernes Zimmer, verschlossen es in einem Bureau, und eilten dann behende und schnell davon. Hatte es aber vorhin nur schlecht getobt, so donnerte es nun, und förmliche Gewitter zogen in allen Zimmern des Hauses herum. Um dem Wesen ein Ende zu machen, setzten sich beide in einen Wagen, banden das Kästchen auf einem Vordersitz fest, und — eilten dem Ort entgegen, wo sie wußten, daß Vater Schröpfer weile.

Auf dem Kästchen entwickelte sich nun, während sie fuhren, ein Licht, das auf demselben und dann auf der Deichsel herum tanzte, endlich aber verschwand.

Schröpfer kam ihnen auf halben Weg, kundig alles dessen, was vorgegangen war, entgegen, und sprach ganz kalt:

Furchtsamen sollte man Geheimnisse anvertrauen?

Das alte Manuscript erhielt über diese beiden Ereignisse folgenden Schlüssel:

„Schröpfer hatte sich in dem Hause, in dem beide sich befanden, bei jedem dieser beiden Ereignisse versteckt gehalten. Er wußte also von allen was da vorgieng. Er konnte sich aber um so leichter versteckt halten, da sein Zimmer, das er das geheime nannte, an das Zimmer stieß, in dem alles verhandelt wurde. Das versiegelte Mscpt. war mit Dinte geschrieben, die sogleich erblaßt, und dann — wenn man die Hand mit einem gewissen Spiritus befeuchtete, durch die Exhalation desselben sogleich wieder sichtbar ward.

Das Geräusch verursachte Schröpfer durch eine Donnermaschine im Nebenzimmer, und die Lichter entwickelten sich aus einer Phosphor- und Spiritus-Mischung. Das Tanzen auf der Deichsel war Täuschung gewesen.

Nach einiger Zeit nahm Schröpfer beide mit sich in ein Lustwäldchen, das Rosenthal genannt, sprach, daß er ihnen nun endlich das

ganze Geheimniß eröfnen wolle, entfernte sich von ihnen, und — erschoß sich.

Ich kenne, sagt der Verfasser meines Manuscripts, beide genau, und weiß, daß sie wenigstens anfänglich, nichts als Betrogene und von Schröpfern Irregeleitete waren, nach dem Tode desselben, wo sie zu seinen Schriften kamen, scheinen sie mir aber ihr Rosenkreuzerisches Wesen ganz à la Schröpfer betrieben zu haben. Ihr Bauchredner war ein gewisser Steinert, dem der Erbgraf in der Folge 600 Thaler jährliche Pension gab, indessen verstand auch Bischoffswerder selbst die Bauchsprache.

Wöllner machte als Hofmeister seine ganze Karriere dadurch, daß er ein Fräulein zum ehelichen Weibe nahm. Seine finanzistischen Kenntnisse legte er in der Folge als General-Ober-Zimmer- und Mauermeister an den Tag, wo ihn der Maurer Becherer an die Hand gehen, und ihm mit seinen Kenntnissen aushelfen muste. Er überließ die General-Zimmer- und Maurerkasse seinem Nach-

folger, einem gewissen Baumann, mit vielen Schulden belastet, seine eigene Kasse befand sich aber dagegen in so guten Umständen, daß er sich ein trefliches adeliches Gut in der Gegend von Lohr kaufte. Dieser Mann zimmerte erst an dem Verstand des Menschen, während er noch Hofmeister war, dann zimmerte er an Kopf und Herz zugleich als Prediger, hierauf zimmerte er am Landbau, dann zimmerte und mauerte er wirkliche Häuser zusammen, und endlich warf er sich gar zum Baumeister der Gedanken auf, und wollte diese eben so regelmäßig zugehauen haben, als wenn es Gewölbsteine gewesen wären, von denen er eine Kuppel zu errichten gedächte. Er war ehemals Redner bei der Rosenkreuzer-Loge zum goldnen Löwen, dann ihr Meister; und da ehemals die Brüder Rosenkreuzer nicht wusten, wer sie seien, und worin der Zweck ihres Ordens bestehe? und wer denn ihre unsichtbaren Obern wären, wo sie hausten, und was das für Geheimnisse wären, die sie besäßen? — so behauptete er im Namen seiner Schottischen Loge, daß er

diese unsichtbaren Obern gar wohl kenne, daß er um ihre Geheimnisse auch wisse, und daß er jeden würdigen Bruder in sie einzuweihen vermöge. In einer seiner Rosenkreuzerischen Reden giebt er Nachricht davon, was man zu diesen Geheimnissen sich zu versehen habe. Er bittet die Weisen aus Osten nemlich, daß sie kommen, und sein durch die Buße zerknirschtes Herz erleuchten möchten. His rite peractis sollen sie ihm dann den Stein der Weisen zeigen, und die Verfertigung jenes Balsams lehren, der Greise verjünge, und Todte wieder ins Leben zurückrufe. Ueberhaupt hat dieser Wöllner sehr geschwärmt in der Maurerei, und als Zinnendorf ein vernünftigeres System einführte, auf desselben und seiner Anhänger Ausschließung gedrungen. Der Orden kettete ihn zuerst an Bischoffswedern.

Den beiden großen Schriftgelehrten, Biestern aus Bodenthal, und Gediken aus Geradeheim, war er vorzüglich feind, weil sie gerade diejenige Rosenkreuzerei zu entlarven suchten, der er zugethan war. Einst

äffte er beide, und zwar mit dem glücklichsten Erfolg, gar grausam. Sie hatten die Männer von Lichtenau, so wie die von Stuppach und Ribbach vor den Jesuiten gewarnt, die sich unter sie eingeschlichen hätten. So klug nun auch die Jesuiten waren, und so fein sie sich zu verstellen wusten, so entgiengen sie demohngeachtet unsern beiden Schriftgelehrten nie, die sie unter jeder Verkleidung aufs Haar erkannten. Die Jesuiten musten sich also zurückziehen, und ihre Loge, wenn sie unerkannt bleiben wollten, unter der Erde halten. Nicht weit von Lichtenau lag mitten in einem großen Wald das Dorf Tepel. An der Stelle desselben hatte ehemals ein großes Schloß gestanden, das seit mehreren Jahrhunderten zerstört worden war. Die Gewölbe des Kellers, der sehr geräumig war, befanden sich indessen noch im besten Stand, sie waren oben mit Häusern überbauet, und hatten Luftlöcher, die Steine schlossen, welche sich unvermerkt öfnen liessen. Der Eingang zum Gewölbe öfnete sich mitten im Walde unter einem Schutt von Steinen, und war

allen ein Geheimniß geblieben. Diesen Wald forschten die Jesuiten einst aus, und fanden dann den eben beschriebenen Keller. Er war ihnen als ein Zufluchtsort willkommen, wo sie verborgen bleiben, Loge halten und ihre Plane zu Verbreitung des Katholizismus überdenken und zur Reife bringen konnten. Im Hause über den Keller hörte man nun ihr Klopfen oft, und schrieb dasselbe — da keine natürliche Ursache davon auffindbar war — wie natürlich — einem Geist zu. Wöllner, der gewiß war, daß man seine Jesuitenbrüder nicht entdecken werde, forderte nun einige Freunde der obigen beiden Schriftgelehrten auf, jenes Gepolter um der Aufklärung willen, doch jener zu untersuchen. Eine Deputation der gelehrtesten Lichtenauen, ein Akkoucheur, ein Professor und ein Buchhändler, reisten nun nach Tepel ab, ließen sich das Gepolter erzählen, hörten es und riefen mit Salamo aus, alles unser Wissen ist doch Stückwerk. Um sich indessen vor dem Publikum keine Demanti zu geben, streuete die Deputation aus, sie habe ein Gartenholz gefunden,

und da man damit boltern könne, so müsse auch ohne Zweifel jemand damit gepoltert haben, den sie indessen nicht hätten zu erhaschen vermocht.

Die Jesuiten lachten sich deßfalls in ihr Fäustchen, und Bruder Anselmus sprach:

drink deep or taste nit
(dringe tief ein, oder berühre mich nicht.)

Wöllner glaubte nun allen ad hominem demonstrirt zu haben, daß man doch nicht allen auszuspüren vermöge, und daß er Geheimnisse habe, die unter aller Vernunft wären.

Dieser Mann ward in der Folge durch nachstehendes Sinngedicht verewigt:

Graf Friedrich ohne Götter, ohne Räthe, ohne Weiber,
war sich selbst genug;
Der Erbgraf hat der Götter, hat der Räthe, hat der Weiber,
nie genug.

O Vater geh nicht ins Gericht
Mit dem Gräfelichen Sünder,
Verzeih es, was sein Mund durch Wöllner spricht
Und was er sonst noch thut, nicht minder:
Er ist ja sonst so gläubig, fromm und gut,
Verzeih ihm, Vater, denn er weiß ja selbst nicht, was er thut!

Wir knüpfen hier den Faden unserer Geschichte wieder an.

Die Jungfer Encken irrte lange umher, bis sie endlich einen Bauersmann fand, der sie aufnahm. Dieser Bauer hieß Rietz und wuste sie, ob er gleich ein Lichtenauischer Unterthan war, den Augen der Späher dennoch aufs sorgfältigste zu verbergen. Der Erbgraf kam hier oft mit ihr zusammen und ergötzte sich dann auch wieder einmal recht wonniglich mit ihr. Als er einst zu ihr kam, fand er einen tüchtigen Bauerjungen, der so eben aus dem Stall kam und das Vieh besorgt hatte. Wer ist der Jüngling? fragte er den

Bauer Rietz. Es ist mein Sohn, Herr Erbgraf. Der Erbgraf befahl, den jungen Rietz dem Landleben zu entziehen. Er befahl deshalb, ihm seine Füße zu säubern, Schuhe und Strümpfe anzulegen, und den Kittel mit einem Bürgerrock zu vertauschen. Nachher gab er ihm einem Gärtner in die Lehre und erhob ihn endlich zum Oberaufseher aller seiner Bedienten und zum Geheimen Ober-Leib-Kleiderausklopfer.

Mein Verfasser streut nach seiner Art wieder einige Bemerkungen hier ein.

Jeder ehrliche Mann, sagt er, wird gestehen, daß dieser niedrige Ursprung dem Herrn Geheimen-Ober-Leib-Kleiderausklopfer keinen Nachtheil bringe. Der Bauerstand ist der ehrwürdigste Stand, und warum sollte man sich also schämen aus demselben zu stammen. Die Väter aller unserer Edelleute waren ehedem Bauern. Das gute, edle Benehmen seines Vaters, der einer Flüchtigen Obdach gab, und einer Verfolgten Schutz gewährte, verdiente es auch wohl in der That, daß er

zu einem der ersten Bedienten des Grafen erhoben wurde, und daß er einen so langen und charakterisirten Titel bekam. Der gute Mann hätte aber nicht habsüchtig, übermüthig und stolz werden und dem Erbgrafen keine irrige Vorstellung beibringen sollen. Er hätte sich in der Folge bei Lichtenauischen Unterthanen die Sitten nicht einfalleu lassen sollen, deren er im väterlichen Hause, im Stall der Pferde und Oechselein gewohnt war, er hätte auf dem schuldlosen nicht sans rime et sans raison gleich zerprügeln sollen. Er hätte seinen Einfluß, den er auf den Erbgrafen hatte, nicht zu Unterdrückung der Bittschriften und Klagen, zur Erschleichung der gräflichen unmittelbaren Kabinetsbefehle, und zur ungerechten Vertheilung der Aemter der Grafschaft an Lieblinge und Genossen der Lieblinge verwenden sollen. Er hätte sich rein halten sollen von der Sünde, den Erbgrafen in Kabinetsschreiben oft nur das sagen zu lassen, was er und seine Brüder in Bachchus, gesagt haben wollten, und von dem das Herz des guten Erbgrafen meist sehr ferne war.

Wir wollen nun ein Beispiel zu seiner Beschämung anführen.

Bei einem einsamen Spatziergange, in dem Schloßgarten zu Lichtenau, hatte der Erbgraf niemand als den Geheimen-Ober-Leib-Kleiderausklopfer Rietz zu seiner Begleitung. Der Sohn eines Schusters aus Lichtenau, hatte sich durch einen Barbiergesellen, der täglich in seinen Verrichtungen auf das Schloß gieng, den Ort, wo er den Erbgrafen antreffen könnte, um ihm eine Bittschrift zu überreichen, anzeigen lassen, und war dummdreist genug, sich im Garten längst den Hecken wegzuschleichen, um dem Grafen mit einem Mal vor die Augen zu kommen. Herr Rietz wurde ihm gewahr, und ließ ihn nachdem er ihm verschiedene Schläge und Stöße versetzt hatte, in die Wache führen, wo man erst erfuhr, daß er eine Bittschrift habe übergeben wollen. Diese wurde ihm zwar abgenommen, allein er wurde noch überdem zur Strafe unter ein Garnisonregiment gesteckt, und der Barbier, der ihm den Weg gewiesen, empfieng so viele Stockschläge, daß er darüber

in Ohnmacht fiel. Der Erbgraf erfuhr von diesem harten und grausamen Verfahren des Herrn Rietz nicht das geringste, sonst würde er ihn bestraft haben, daß er seine Hand an einen Unterthan legte, über den er keine Macht hatte, er sey auch noch so gering er wolle. Der Burgfriede in und um die Wohnung eines Regenten muß immer heilig bleiben, und wenn der Bediente eines Grafen auch noch so vieler Gnade genießt, so ist es ein Frevel, wenn er Unterehanen wie Hunde oder wie Sklaven behandelt.

Womit vermöchte wohl Herr Rietz das diesem Mann angethane Unrecht wieder gut zu machen? — Das Lebensglück eines Jünglings zu untergraben, der nichts that, als daß er bittend für seinen Vater einkommen wollte, die Eltern dadurch in die Grube zu bringen, und so auch dadurch noch dem armen Jüngling sein Leben zu verbittern, und ihm vielleicht auf nimmer wieder froh werden zu lassen, das ist in der That teuflisch und ganz verrucht.

Das Schlagen und Stoßen schien aber in der That dem Herrn Rietz zur andern Natur geworden zu sein. In der Gegend von Lichtenau trat einst der Rhein nebst den übrigen Flüssen stark aus. Ein Wirth verlor dabei nicht nur alle seine Früchte, sondern auch sein Haus, das die Wellen meist mit sich fortrissen. Dieser Mann, ein ehrlicher, biederer Rheinländer, hatte so viel von des Erbgrafen inneren Herzensgüte gehört, daß er Zutrauen zu ihm faßte, und ihn in einer Bittschrift um eine kleine Gabe zu Wiederherstellung seiner Wirthschaft ansprechen wollte. Der Erbgraf mußte auf einer seiner Reisen über eine Brücke neben diesem Wirthshause vorbey, wo umgespannt wurde. Der Wirth beschloß, ihm hier seine Bittschrift zu überreichen. Wie dies Herr Rietz witterte, fiel er hinter des Grafen Rücken unbarmherzig über denselben her, und prügelte ihn, ohne ihn zu Worte kommen zu lassen, recht derb durch. Der ehrliche Bauer äußerte sich nachher: von Hrn. Rietz, der doch selbst eines ehrlichen Bauersmanns Sohn sei, und also nicht so unedel, übermüthig thun

sollte, hätte er sich das wahrhaftig nicht träumen lassen. Und wenn ihm der Erbgraf 1000 Thaler schenken wolle, und er solle sich dabei die Grobheiten dieses rohen und barschen Menschen einzustecken gefallen lassen, der nicht werth sei, eines ehrlichen Bauersmanns Sohn zu heißen, so verlangte er sie nicht.

Hielten der Herr Geheime-Ober-Kleiderausklopfer diese und ähnliche Behandlungen etwa für zweckmäßige Mittel, dem Erbgrafen die Liebe des Volks zu erwerben? Das Volk kam dem Grafen so liebevoll und treu entgegen, nannte ihn wegen seines in der That edlen guten Herzens den Vielgeliebten, widmete ihm Gut und Blut, und dies Volk glaubten Sie so behandeln zu dürfen? Ihr abscheulicher Frevel, den Sie hinter das Grafen ihres Herrn Rücken übten, Ihre nicht zu entschuldigenden Flegeleien und Brutalitäten entzogen dem Grafen einen großen Theil der Liebe des Volks, und setzten Zittern, Zagen, Kummer und verbissenen Unwillen an die Stelle der vorigen treuen Liebe. Das Blut bei manchen unsinnigen Handwerksburschen

Tumulten wäre warlich nicht geflossen, hätten Sie das Volk nicht in den Wahn gesetzt, daß es bei dem Grafen doch nichts ausrichten könne, es möge auch eine noch so gerechte Sache haben. Sie hielten Briefe zurück, verfälschten andere, trugen noch andere dem Grafen falsch vor, und veränderten unvermerkt die Befehle, die dem Grafen zur Unterschrift vorgelegt wurden. Sie stürzten dadurch den Redlichen, und förderten den Bösewicht oft. Sagen Sie, kann wohl ein Bedienter mehrere und größere Verbrechen auf sein Haupt laden? und fühlen Sie nicht Gewissensbisse?

Unser alter Schriftsteller schließt diese eingestreuten moralischen Reflexionen mit folgender Anrede an Herrn Rietz:

Wir ersuchen den Herrn Geheimen-Ober-Kleiderausklopfer Rietz, wenn er die Rechnung über die Chatoullgelder vollendet, und diese für ihn gewiß saure Arbeit vollendet hat, etwas über seinen Ursprung, sein Wohlleben und dann die Vergänglichkeit aller Herrlichkeiten dieser Welt fein nachzudenken. Dies

wird ihn sicher in die Gemüthsstimmung versetzen, daß er als ein reuiger Sünder, vorzüglich, wenn etwa das Deficit auf seine Kappe fallen, und seine Reichthümer zum Besten des Landes etwas vermindern sollte, den Entschluß fassen wird, denjenigen öffentlich Ersatz anzubieten, in so fern ihm dies möglich ist, die einzig sein Frevel und seine falsche Denunziationen unglücklich gemacht haben.

Ich komme nach dieser abermaligen Ausschweifung auf Minna Encken zurück. Im den Verfolgungen des Grafen Friedrichs auf immer auszuweichen, und zugleich als Mutter zweier Kinder einen für sie minder anstößigen Namen zu erhalten, heirathete sie zum Schein Herrn Rietz, der damals noch Gärtnerbursche war.

Ein Mann, der bei Graf Friedrich viel galt, stellte diesem auf Verlangen des Erbgrafen vor, daß sie wenig Verstand besitze, zu Ränken und Intriken gar nicht aufgelegt sei, und den Erbgrafen also in keine Kabale zu verstricken vermöge. Durch ihre Verehlichung

mit einem bloßen Gärtnerburschen habe sie auch ohnedem schon allen weitern Ansprüchen entsagt.

Graf Friedrich widmete ihr also weiter keine Aufmerksamkeit mehr, und ließ sie gänzlich in Ruhe.

Graf Friedrich starb 1672, und der Erbgraf trat unter dem Namen Graf Wilhelm die Regierung an.

Nach dem Tode desselben entfaltete sich nun das ganze System der Madame Rietz. Durch die schändlichsten Mittel wuste sie es zu verlangen, auf den Graf Wilhelm bis an seinen Tod den entschiedensten Einfluß zu behalten. Wer mit dem natürlichen hellen Verstand des Grafen Wilhelms, seinem persönlichen Karakter, seiner Güte und seinem allgemeinen Wohlwollen näher bekannt ist, den mein Manuscript nicht genug rühmen kann; wer da weiß, wie theuer ihm die Liebe des Volks war, wie er Trug und Arglist aufrichtig haßte, und wie er in der That zu den bessern Menschen gehörte, der wird das

Kunststück dieses Weibes, sich seiner ganz zu bemeistern, gewiß nicht leicht finden, vorzüglich da ihre längst verblühten Reize nicht mehr zu fesseln vermochten, und da seine Liebe gern abwechselte.

Um das, was sie in der Folge bewirkte, indessen erklärbarer zu finden, muß ich hier noch

eine kleinere Gallerie der mit der Madame Rietz verbundenen Klikke

aufstellen. Ich will diese Gallerie wörtlich so abdrucken lassen, wie ich sie in dem mir vorliegenden alten Manuscript aus dem vorigen Jahrhundert gezeichnet finde.

Kunaßius, seines Metiers ein Jäger, und ein Verwandter von Madame. Dieser Mann war stets um den Grafen, wenn Rietz, der nun Geheimer Ober-Kleiderausklopfer geworden war, nicht zugegen sein konnte. Er gieng mit dem Grafen stets allein in der Mittagsstunde im Lichtenauer Lustwalde in einiger Entfernung hinter ihm spatzieren, nur von zwei Bullenbeißern begleitet, ohne Vor-

wissen des Grafen zudringliche Supplikanten abzuhalten. Er hatte die Hunde so fein abgerichtet, daß sie die Wege rein erhielten, und nur kleine Kinder nicht anpackten. Man kann also nicht von ihm sagen, daß er dem ihm von der Kusine übertragenen Posten nicht treu vorgestanden habe.

Der Herr Oberkonsistorialrath Hermes verdankt seine Erhebung dem wichtigen Umstand, daß er behauptete, das Vaterland sei der Rietzin vielen Dank schuldig, da sie den Erbgrafen zum Christenthum bekehrt, und ihn vermocht habe, die Götzentempel zu vernichten, die Graf Friedrich der Vernunft gebauet habe. Er weiß sich übrigens treflich in den Geschmack seiner jedesmaligen Zuhörer zu finden. Wie er in Lichtenau vor dem Grafen predigte, und auch die Rietzin dabei zugegen war, sann er sorgfältig auf ein gefälliges Bild, unter dem er der letztern den Herrn Jesum vorführen könne. Er war auch so glücklich, seinen Endzweck zu erreichen. Der Herr Jesus, sprach er, ruft den Bußfertigen mit der Inbrunst zu, mit welcher die Braut,

wenn sie vor dem Bräutigam das Brautbett bestiegen hat, diesem zurufe: komm, mein Lieber! komm! Viele wollen dies Bild indessen sehr ekelhaft und Christi warlich unwürdig gefunden haben, wenigstens ist so viel gewiß, daß eine solche Braut, etwas sehr geil sein müsse. Einst predigte er über das, was Christus sei. Fragt man die Theologen, sprach er, so sagen sie, dies ist Christus, und das ist Christus, und wissen am Ende selbst nicht, was sie wollen. Als ihn ein gewisser Schulz einmal besuchte, fragte ihn dieser, ob er nicht noch mehrere Brüder habe. Ja, erwiederte er, der älteste ist toll, ich bin der zweite, u. s. w. Schulz nahm das Wort, und entgegnete ihm, sollte ich mich dann geirrt haben, ich habe doch Ew. Hochwürden stets für den ältesten gehalten. Vorzüglich erbittert war Hermes auf einen Buchhändler, dem er eine 2 Quartbände starke Dogmatik zum Verlag angeboten hatte, uud der diese Offerte so ganz gerade zu lächelnd abwies. Die Stuppacher verherrlichten seine Abreise von da nach Lichtenau durch folgendes Sinngedicht:

Zwey Männer suchten die Vernunft,
Ein Hermes und ein Kant.
O drollichte Zusammenkunft,
Von Tollheit und Verstand.

Der Herr Geheimerath Oswald, Rosenkreuzer und Betbruder, ist sein Schwiegersohn. Er war einst Kaufmann in Lohr, fallirte, und schrieb dann kurz nach seinem Fallissement die Analogie der geistlichen und leiblichen Geburt. Unverschämter wie dieser, hat wohl nie ein Schwärmer die Verfinsterungssucht getrieben. Seine beiden Kinder lagen einst auf den Tod darnieder. Oswald gieng früh um 8 Uhr in ein kleines Wäldchen auf dem Rheindamm bei Lohr. Hier betete er so inbrünstig, daß ihn die Schließglocke spät Abends aus seinen geistlichen Verzuckungen erst aufschreckte. Er ward aber auch herrlich belohnt für diese seine Inbrunst. Am Ende des Wäldchens oder Hayns erschien ihm eine Gestalt in einem Purpurmantel, und die Dornenkrone auf seinem Haupt. Es war der Herr Christus. Dieser versicherte ihn, daß der äl-

teste Knabe früh morgens um neun Uhr sterben, der jüngere aber genesen würde, und es geschahe, wie ihm war gesagt worden. Diese Fabel ward zu einer Zeit, da manche Personen in Lohr so stark manipulirten, und die Klärvoyanten handhabten, von diesen Personen im vollen Ernst geglaubt. Du Four hielt damals ordentliche geheime Vorlesungen über den thierischen Magnetismus in Lohr, und ließ sich dafür 4 Friedrichsd'or Honorar bezahlen. Dies ist für einen Du Four zwar wenig, die ganzen Vorlesungen dauerten aber auch nur 14 Tage.

Der Herr Geheimerath Hilmer ist ein gutmüthiger Mann und wohl frei von allem Falsch. Er ist ein Schwärmer aus individueller Ueberzeugung, und dabei so intolerant und verfolgungssüchtig, wie jeder Schwärmer.

Der Oberzimmermeister Baumann, ein grundehrlicher, aber dabei etwas schwacher Mann. Merkwürdig ist die Art, wie man ihn für die Obskuranten-Klikke zu gewinnen suchte, bei der er indessen stets eine unterge-

ordnete Rolle spielte, und desfalls zu dem höchsten Grad im Orden auch nie zugelassen wurde. Er baute das Palais der Rietzin in Lichtenfelde, und ward dieser dadurch bekannt. Die Rietzin sahe, wie er sich durchaus als einen redlichen Anhänger des Grafen bewies, und überzeugte sich von seinem reinen Patriotismus, und zugleich der Schwäche seines Geistes. Sein Wohlwollen und seine Güte suchte sie daher zu benuzzen. Hermes schrieb damals an den Grafen, daß Wöllnern das Baufach so viel Zeit raube, und daß er folglich nicht thätig genug sein könne, zu Aufrechthaltung des wahren Glaubens. Der gottselige Mann beabsichtigte dadurch selbst geistlicher Minister zu werden, und Wöllnern zu verdrängen. Die Rietzin leitete es aber anders ein. Baumann ward Oberzimmermeister, und Wöllner wurde einzig auf sein geistliches Ministerium eingeschränkt. In kläglichen Umständen und höchst verschuldet trat nun Baumann die Oberzimmer- und Maurer-Casse an. Als er bei Bischoffswerdern einst

war,

war, gab man ihm ein Manuscript zu lesen, das vom Geisterbannen handelte. Baumann muste dabei in einem Zimmer allein bleiben. Er las, sah alle Papiere um sich herum, wie von einem Sturm ergriffen, wähnte nicht, daß der Tisch, auf dem die Papiere lagen, zu diesem Kunststück eingerichtet sei, und — entfloh wie betäubt. Man hatte ihn nun dahin gebracht, wohin man ihn bringen wollte, und — er war von den Geheimnissen des Ordens überzeugt. Zu allem konnte man ihn nur brauchen, das er nicht für pflichtwidrig hielt, und seine anerkannte Rechtschaffenheit gab denen, die ihn, ihm selbst unwissend, an unsichtbaren Faden lenkten, in den Augen des Grafen das Ansehen, als versammle man blos redliche und gute Männer um ihn. Der Standpunkt dieses Mannes war sehr schwierig, da er den gemessenen Befehl des Grafen hatte, alles bauen zu lassen, was ihm die Rietzin befehlen werde. In den letzten Tagen des Grafen muthete man ihm zu, daß er dem Oberkastellan Lehmann, zu dem ihm bewilligten Hause, ein

Hintergebäude bauen solle. Er lehnte dies ab, als einer ausdrücklichen Kabenetsordre zuwider. Lehmann schnipste ihm aber mit den Fingern vor dem Gesicht herum, mit den Worten: die Frau Gräfin von Lichtenau will es. Diese wiederholte den Befehl. Baumann erwiederte: wirken mir die Frau Gräfin nur eine Kabinetsordre aus. Und warum diese? sprach die Lichtenauen, ist Ihnen mein Befehl nicht genug? Baumann meinte, sie werde ihn doch nicht unglücklich machen wollen, wenn er nun, beim etwanigen Todesfall des Grafen, dem neuen Grafen keinen Beleg vorzeigen könne. Ach, Monsieur, schrie sie ihm, wie eine Furie entgegen, sind wir von der Gattung, daß wir an den Tod des Grafen glauben, und die neue Regierung fürchten? ich werde ihm das gedenken. Baumann blieb indessen standhaft, und ließ sich in seiner Pflicht selbst durch diese vielsagende Drohung nicht irre machen. Einige sagen, dieser Mann sei selbst einmal in die Rietzin verliebt gewesen, und habe sie als eine Göttin verehrt, der er, als ein armer

Sterblicher sich nicht nahen dürfe. Da ich ihn nie gesprochen, und nur einige Mal gesehen habe, so vermag ich eben nicht darüber zu urtheilen, wie wahr oder unwahr dies Gerücht sei.

Der Bergrath Clemens zu Alvensleben, wie Oswald, ein bankerotter Kaufmann. Er wurde in einer Winkelloge in Leipzig aufgenommen, dann vom Herzog von Englien rektifizirt, und so schnell zu den höheren Graden befördert. Er behauptet, sein Vermögen sei bei alchemistischen Versuchen sowohl auf dem nassen, als dem trocknen Wege, im Rauch aufgegangen. Um ihm indessen nicht Unrecht zu thun, gestehe ich gern, daß er seinen Karakter außerdem ganz unbefleckt erhalten, den Ruhm seiner Ehrlichkeit behauptet, alle seine Schulden bezahlt, und sich auch als nachheriger Rendant treu bewiesen hat. Als ich mich vor einigen Jahren ein paar Monate im Breisgau aufhielt, war ich öfters bei Schewen mit ihm in Gesellschaft, und lernte ihn daselbst als einen sehr guten Unterhalter kennen. Um den Grafen außer der Geisterse-

herei zu beschäftigen, legte Bischoffswerder ein Laboratorium in Lichtenau an, wo man bald Gold zu machen, bald Kupfer in Silber zu verwandeln suchte. Zu diesem Endzweck wurde das Immediat-Bergamt Alvensleben angelegt, um daselbst die Materialien zu den alchemistischen Versuchen in Lichtenau zu gewinnen. Bischoffswerder ward Chef und Wöllner Direktor dieses neuen Bergwerks. Da indessen mehrere 100000 Thaler zwecklos verwendet, und die Finanzen des Immediat-Bergamts sehr derangirt waren, trat Wöllner, ohne wegen der Verwendung der Gelder eine Decharge erhalten zu haben, klüglich ab, und ein gewisser Faber trat gutwillig in seine Stelle. Wie gewirthschaftet wurde, läßt sich schon daraus abnehmen, daß ein gewisser Ebel einen Göpel auf zwei Pferde, für 40000 Thaler baute, welcher das Wasser überwältigen, und bewirken sollte, daß man tiefer gehen könne, der nachher von 12 Pferden kaum gezogen und erst von 24 Pferden in Beharrungsstand erhalten werden konnte, und dennoch nicht die Hälfte des Was-

sers bändigte. Die 40000 Thaler waren verloren und das Bergwerk um nicht einen Prozent verbessert.

Endlich kam ein gewisser Vogt, der Stahl liefern wollte, und zu seinen unnützen Versuchen auf gräflichen Befehl 11000 Thaler erhielt, dann aber fortgejagt wurde. Er denuncirte das Bergwerk nun, das Randel und Hermstädt untersuchen mußten, und in ihrer Untersuchung für schuldfrey erklärten. Der Bergrath Clemens schlug nun vor, dasselbe zu einer Schwefel- und Vitrolfabrik umzuwandeln, wo es bey 2 Officianten sich ganz frei arbeiten könne. Auf diesem Fuß steht es noch. Sonderbar ist es, daß man Clemens, Hermstädt und Randel, also den Denuncianten und die beiden Richter desselben, nachher zu Anfertigung der dephlogistisirten Luft im Krankenzimmer des Grafen brauchte. So unschuldig ich den Clemens halte, so ist eine solche Wahl doch in der That etwas auffallend.

Der Präsident Eisenfels wurde durch den Wernerschen Proceß erhoben. Ich kann

über diesen Proceß nicht urtheilen, da mir die Data dazu abgehen, indessen war Eisenfels vor seiner Erhebung zum Präsidenten allgemein als ein sehr rechtschaffener Mann bekannt. Man giebt ihm Schuld, daß er zu viel auf seinem Zusammenhang mit dem Rietz gepocht habe und etwa brüske und grob geworden sei, seine sklavische Furcht vor der Klikke ausgenommen, ist er aber nicht von der geraden Straße abgewichen.

Anders war es mit Amelang. Dieser Mann, der allgemein wegen seiner Geradheit vergöttert wurde, wandelte, seit er Werners Sachwalter gewesen war, sich auf einmal um. Er schrieb der Rietzin nach Paris alles, was hier vorfiel, bewirkte die Entfernung der Baranius und steuerte auf diesem Wege darauf los, sich zum Kabinetsrath empor zu schwingen. Seine Projekte mißglückten ihm aber, freie Worte, die er bei Obermann im goldenen Stern im Trunke fallen lassen, kamen der Rietzin vor ihre Ohren, und er wurde plötzlich nach Lohr ins Elend verwie,

sen. Man sagt, daß er auf Revision seines Prozesses dringe, und daß er dadurch in einem vortheilhafteren Licht erschienen, und gänzlich gerechtfertigt werden werde. Der Himmel möge ihm hierzu seinen Segen verleihen. Ein Mann, der sich rechtfertigt, ist mir zwar nicht lieber, als zehen andere, die der Rechtfertigung nicht bedürfen, indessen bleibt er der Menschheit doch immer schätzbar.

Der Ritter Pinetti Willedale de Mercy, ein Taschenspieler. Man bediente sich dieses elenden Menschen, den Grafen theils zu unterhalten, theils ihn in dem Wahne zu lassen, daß der Orden allerdings viele Geheimnisse, die unsern Philosophen zu hoch seien, besäße, denn auch er gehörte zum hohen Orden. Dieser Charlatan trat mit der Ankündigung auf, daß er den Physikern Deutschlands das non plus ultra in der Physik zeigen, und ihnen zugleich Gelegenheit geben wollte, von ihm zu lernen. Er streute dabei aus, daß die Gelehrten aus den entferntesten Gegenden Deutschlands, nach Lichtenau zu eilten, ihn zu

sehen und zu bewundern. Der Graf ernannte ihn mit einer Pension von 600 Thalen zum Hofphysikus, und schenkte ihm zu Aufbauung des ehemaligen Döbelinschen Theaters 5000 Thaler. Ein gewisser ganz unbedeutender und unbekannter Mann, Namens Kaufmann, deckte in seiner kleinen Schrift alle seine Taschenspielereien auf, das in der That etwas leichtes war, und keine große Gelehrsamkeit heischte, und stach dadurch in ein Wespennest. Man drang in ihn, seine Schrift zu unterdrücken. Dies stand aber nicht in der Macht des Mannes, da er sie dem Verleger verkauft, das Honorar gezogen und zu Abkaufung der Exemplare nicht Geld genug hatte. Indessen war nicht zu spaßen, der Ritter bezüchtigte den Professor des Jakobinismus, und dieser kam auf die schwarze Liste. Sein Benehmen verdient hierbei bemerkt zu werden. Er schrieb dem Grafen nemlich, dem er sein Werkchen zusandte, daß er dasselbe einzig in der Absicht geschrieben habe, die Kriegsschüler in der größten Kunst zu unterrichten, sich nicht vom Feind überlisten

zu lassen. Der Graf las diesen Brief, lachte und warf ihn mit den Worten von sich, das ist ein ausgewitzter Bursche, man muß ihn laufen lassen, und da der Ritter ja kein regierender Herr ist, so sind die, die gegen ihn schreiben, ja auch nicht gerade Jakobiner.

Es ist auffallend, und bezeichnet den damals herrschenden Ton sehr genau, daß sich alles an Pinetti andrängte, und daß man ihm den Hof machte, weil er so große Connexionen habe. Uebrigens ist Pinetti, nicht der wahre Pinetti, sondern ein Bedienter desselben, der nach seinem Tode mit dessen Wittwe davon lief, und auf dessen Namen weiter fortspielte. Als Enslen nachher auf dem Pinettischen Theater spielte, ließ er den Hochseligen Grafen Friedrich sehen. Alles brach in Frohlocken bei seinem Anblick aus; und schrie: Bleib bei uns! Bleib bei uns! Das Stück durfte nicht weiter gegeben werden, und Enslen mußte vorgeben, das Glas sey ihm zerbrochen worden, und er müsse sich erst wieder ein ähnliches Gemälde zu verschaffen suchen.

Der Geheimrath Schmidts gehörte nur in so ferne zur Klikke, als er kostbare Feten gab, und Gelegenheit darbot, den Herrn Rietz näher kennen zu lernen.

Der Herr Großrichter Güldlinn gehört nur in so fern hieher, als er den Paragraphen des Gesetzbuchs umändern muste, vermöge dessen Machtsprüche den Lauf des Rechts nicht hemmen sollten, und in so fern er juristisch bewies, daß der Graf das Recht habe, die Lohrschen Domänen zu verschenken. Dies ist nun das vorzüglichste Personale, dessen sich die Rietzinn bediente, um den Grafen ganz ihren Absichten gemäs zu lenken. Was ist wohl verzeihlicher als das Bestreben, sich von der Unsterblichkeit der Seele zu überzeugen. Es gehört aber gewiß viel Philosophie dazu, um einzusehen, welche Schranken der Vernunft in diesem Fall gesetzt seien. Das Vorgeben, daß seit den urältesten Zeiten die Gottheit eine Menge auserlesener Menschen sich ausgewählt habe, denen sie außerordentliche und übernatürliche Kenntnisse gewährt,

die dann von Bruder auf Bruder im nie unterbrochenen Lauf des Ordens gekommen, ist so einladend, und für die meisten Köpfe so wonnevoll, daß man gern daran glaubt. Auch Graf Wilhelm glaubte an die Möglichkeit solcher Kenntnisse, und Bischoffswerder, Wöllner und Du Bosk bestärkten ihn darin. Während die Rietzin nun, dies ihr als Gaukelei sehr wohl einleuchtende Spiel zugab, machte sie nicht nur das ganze spielende Personale von sich abhängig, sondern sie zog auch den Grafen dadurch immer mehr in sich selbst zurück, und entfernte ihn von Personen, die ihr schaden konnten. Außerdem mußten die narkotischen Ingredienzien, die man dem Grafen in Getränken beibrachte, seine Nerven abspannen und das ganze System seine Einbildungskraft zerrütten. Eben dadurch blieb man aber stets Meister desselben, und erkünstelte eine Schwäche in ihm, die ihn stets verrathen ließ, was andere ehrliche Männer thaten, um ihn aus den Händen der Klikke zu befreien. In Lohr sorgte Hermes dann für Klärvoyanten und erhielt

diese Abspannung. Der Betrug war also gewiß fein eingefädelt und die Rollen geschickt vertheilt. Außerdem wurde alles auf die Bibel bezogen, uud dem Ganzen dadurch der Anstrich des Religiösen gegeben. Man sagte, das Geheimniß des Ordens bestehe nur darin, daß man es durch ein Kehren seiner selbst in das Innere und durch musterhafte Frömmigkeit dahin bringe, den geheimen Sinn der Bibel einzusehen, der unter dem Wortsinn verborgen liege.

Der persönliche Karakter des Erbgrafen verdiente gewiß alle Achtung und Ehrfurcht. Mit dem festen Entschluß das allgemeine Wohl zu befördern, und jeder Gewaltthätigkeit und jedem Unrecht muthig entgegen zu arbeiten, übernahm er auch die Regierung seiner Grafschaft. Der Handel sollte aller seiner ihn drückenden Fesseln entledigt, die Erhebung der Accise und des Zolls weniger gehäßig gemacht, und die öffentlichen Auflagen aufs zweckmäßigste und billigste vertheilt werden. Die Monopole stürzten und die Industrie gewann neues Leben. Der Morgen

der Regierung war auf diese Art heiter und froh. Mittag und Abend aber trübten sich, und dichte, schwarze Wolken umhüllten den Horizont. Madame Rietz ließen nun alle ihre Minen spielen, den Erbgrafen seinen Unterthanen vorzuenthalten und an sich einzig und allein zu fesseln. Wer des Erbgrafen Hang zur Veränderung kennt, wer da weiß, wie gern er an seinem Volk hieng, und wie Fesseln ihm gehäßig waren, der wird die Rolle, die die Rietzin zu spielen hatte, nicht leicht finden.

Der erste Schritt, den die Rietz'in that, bestand darin, daß sie dem Erbgrafen einen mit ihr erzeugten Sohn, der um die Zeit seines Regierungsantritts starb, ein öffentliches Denkmal errichten, und ihn dadurch öffentlich für den seinigen erklären ließ. Hierauf musten sie und ihre Familie in den Stand gesetzt werden, daß sie dem Erbgrafen nicht zur Unehre gereichten, und daß er sich ihrer nicht schämen durfte. Geld und Güter flossen ihr nun zu, und sie fing an, auf den Fuß einer Fürstin zu leben. Nur eine unter den vielen

Anekdoten, wie sie hierbei zu Werke gieng. Ihre Mutter hatte noch eine alte Schwester, die als Bäuerin auf dem Dorfe lebte. Man ließ dieselbe nach Lichtenburg kommen, und kleidete sie als eine Dame von Extraktion an. Die Rietzin und die alte Encken nahmen sie in ihre Mitte, und giengen hierauf mit ihr den Weg, von dem sie wusten, daß ihn der Graf kommen werde. Wie sie dieser erblickte, fragte er, wer dann diese alte Frau sei. Meine würdige Tante ist es, sprach die Rietzin, die uns, da wir noch arm waren, nährte, kleidete und unterstützte, und die jetzt selbst Armuth und Elend drückt. Soll Unterstützung haben, sprach der Erbgraf, und so hatte man den beabsichtigten Endzweck erreicht. Alle Schwestern der Rietzin thaten nun gute Heyrathen, und ihre Brüder wurden in öffentlichen Aemtern angestellt. Rietz, der Mann, aber beförderte seinen Bruder, den er dem Grafen als Geheimschreiber in seinen Hausangelegenheiten empfahl.

In dem Palais der Rietzin ward ein Privattheater angelegt, das einige Zeit über,

um ihn zum Schweigen zu vermögen der *** Schriftgelehrte dirigirte. Die Rietzin wuste ihre Leute nemlich aufs Haar zu nehmen, wie sie waren, und fand daher sogleich die schwache Seite dieses Mannes. Er war eitel, aufgeblasen und selbstsüchtig: dabei lächelte er unter seinen schwarzen Augbraunen auf die ganze Welt als auf elende Geschöpfe herab, die ihm an Geistesrang und Hoheit gar nicht gleich kämen. Die ihm wiederfahrne Ehre, daß ihm der Erbgraf so viel Geschmack und Talent zutraue, seinem Lieblingstheater vorzustehen, und daß er es ihm zusicherte, sein Antheil an diesen Lustbarkeiten werde nie ruchtbar werden, und er also den Freund der Aufklärung noch immer fortspielen können: daneben einige Schmeicheleien aus dem holden Munde der Rietzin, die alles, was er sprach, nicht angenehm und geistreich genug finden konnte, thaten ihre gute Wirkung, und er that, was man beabsichtigt hatte, er schwieg. Auf diesem Theater wurden oft die ausgesuchtesten, und die Sinnlichkeit am meisten schmeichelnden, Stücke gegeben. Nur Vertraute hatten

Zugang zu demselben. Vorzüglich an den festlichen Tagen des Erbgrafen erschöpfte man hier die Kunst. So erschien zum Beispiel an einem solchen festlichen Tage eine Hauche-korna als Venus in seidenen Strumpf gekleidet. Zöglinge berühmter Erziehungsanstalten führten meist die Stücke auf.

Plötzlich schien aber das Ansehen der Rietzin fallen zu wollen. Dieser verliebte sich nemlich in ein holdes Fräulein, und hieng mit ganzer Seele an ihr. Das Fräulein widerstand ihm zwar, da aber alles in sie drang, und da ihr die Edelsten des Volks zuriethen, so ergab sie sich unter der Bedingung dem Grafen, an die linke Hand getraut zu werden. Die Rietzin kam hierüber ganz außer sich und schwur ihrer Nebenbuhlerin die bitterste Rache. Der Erbgraf lebte über ein ganzes Jahr glücklich mit derselben, sahe sich durch sie dem Volke wieder gegeben, und alles nahm auf einmal eine frohere Wendung. Die neue Geliebte, die indessen einen Sohn gebar, ward aber nach einer Tasse Chokolade,

die sie in der Oper zu sich genommen hatte, plötzlich krank und starb. Man hat die Ursache ihres Todes nicht zu ergründen vermocht. Von nun an herrschte die Rietzin wieder vor wie nach, und alles ward aus dem Gesichtskreis des Grafen gebracht, das er nicht sehen sollte. Der Graf liebte keine Wache, und lebte gern im Freien. Er bezog daher ein Schloß in der Gegend von Lichtenau, das frei lag und jedem offen stand. Um auch hier dem Volk den Zutritt zu ihm zu versagen, lenkte man sein Vergnügen unvermerkt auf die Jagd, und schafte dann eine Menge englischer Dokken an, die das Terrän rein halten, und jedem den Zutritt verwehren mußten. Diejenigen aber, die man zuließ, und denen die Büchsenspänner das Geleite gaben, waren Günstlinge, denen man wohl wollte, und die Bitten thaten, welche der Klikke nicht misfielen, und wohl gar in ihren Plan paßten. Selten wurden solche Bitten unerhört abgewiesen. Indem sie der Graf den Günstlingen der Klikke gewährte, glaubte er sie seinem Volke, der Redlichkeit und Tugend zu gewähren.

Nie würde man indessen den Endzweck mit Bedrückung des Volks, unermeßliche Schätze zu häufen, alle Macht an sich zu ziehen, jede lautbar werdende Stimme zum Schweigen zu bringen, und alle Bedienungen mit Kreaturen der Klikke zu besetzen, ganz erreicht haben, wäre nicht ein Auflauf in Frankenau vorgefallen, und der dasige Graf von seinem Volke verjagt worden. Wir wollen die Szene, die nun vorfiel, sich vor den Augen des Lesers selbst entfalten lassen.

Madame Rietz. Sie haben es immer nicht glauben wollen, lieber Graf, daß man die Aufklärer mit Gewalt unterdrücken müsse, nun sehen Sie einmal die Folgen davon. Die Frankenauer haben sich empört, einzig Philosophen herrschen dort, und den Grafen hat man verjagt.

Der Graf. Nicht die Philosophie, meine Liebe, sondern einzig schwache Regierung und Volksdruck scheint mir diese Empörung veranlaßt zu haben. Warum sollte ich meinem Volke also wohl verwehren, Untersuchungen

über philosophische Gegenstände anzustellen? Drücke ich das Volk etwa? und zeugt meine Regierung von Schwäche?

Madame Rietz. Beides zwar nicht. Aber es sind doch die Ideen zur Sprache gebracht worden, die bald Verfügungen mit dem Namen vom Druck belegen, die nur gerecht und weise sind. Schaudern Sie, Graf, vor der Verbreitung dieser Ideen.

Der Graf. Und diese Ideen sind?

Madame Rietz. Die Ideen von Gleichheit, Freiheit und der Unveräußerlichkeit der Rechte der Menschheit.

Der Graf. O ich fürchte sie keineswegs diese Ideen, richtig verstanden, sind sie gar wohl mit der Monarchie verträglich. Vor meinen Richterstühlen gilt das Ansehen der Person nicht, es herrscht also Gleichheit. Ich beschränke niemanden in dem freien Gebrauch seiner Künste und seines Vermögens, und ich trete den Rechten keines meiner Unterthanen zu nahe. Weder Beschränkung der Freiheit,

noch Eingriffe in die Rechte der Menschheit vermag man mir also Schuld zu geben. Was sollte ich also besorgen.

Madame Rietz. Die Zügellosigkeit des Volks, das die Aufklärer zu empören streben, alle Gewalt an sich zu reißen, und die Neuheit eben dieser Ideen selbst. O! Sie verstehen sich schlecht aufs menschliche Herz, lieber Graf, wenn Sie wähnen, daß man bei diesen Ideen, wie sie sich verpflanzen, erst lange nachdenken und die Merkmale zu erschöpfen suchen werde, die in ihnen gedacht werden müssen. Nein! man faßt sie auf, blos weil sie neu und überraschend sind, denkt nicht weiter bei ihnen, braust auf, fühlt sich enthusiasmirt, es entsteht allgemeiner Aufruhr, und jeder läßt sich von demselben fortreißen.

Der Graf. Gut, Sie haben Recht, die Neuheit blendet allerdings, und der Verblendete ist seiner dann nicht mächtig. Die Censurfreiheit sei hiermit aufgehoben, verfügen Sie das Weitere.

Madame Rietz. Das heiße ich einmal ein gräßliches Wort gesprochen. Im Vertrauen, lieber Graf, Graf Friedrich begünstigte einzig die Aufklärung, weil er Ihnen Ihre Regierung dadurch zu erschweren, und das Volk gegen jede Ihrer künftigen Verfügungen aufzuwiegeln gedacht.

Der Graf. Schweigen wir davon, meine Liebe, und lassen wir die Todten ruhen. Aber, a propos, den alten Philosophen, wie heißt er doch — Orlovius — den werden Sie doch sein Wesen forttreiben lassen.

Madame Rietz. Nichts weniger als das, seine Sekte ist eben die gefährlichste.

Der Graf. Aber der große Schriftgelehrte, unser kluger * * * meinte doch, der Buchhändler mit dem dicken Mann habe ihm erzählt, seine Philosophie rede der Theologie das Wort. Und das wäre ja prächtig!

Madame Rietz. Glauben Sie doch diesem aufgeblasenen Menschen nicht, weil er Orlovs Schriften nicht versteht und doch

dabei die Miene des Vielwissens behaupten will, giebt er sich das Ansehen, als blicke er hohnlächelnd à sa maniere auf ihn herab, und als sei er weniger als seiner einer, den man nur en bagatelle traktiren und vermittelst einer plumpen Persiflage abweisen müsse.

Der Graf. Aber Wöllner zeigt mir doch Annalen für die Orlovsche Philosophie, die man ihm dedizirt hatte, und von denen er eingenommen schien.

Madame Rietz. Dies Buch rührt von einem gewissen * * * her, der sich eben durch die Philosophie bei Wöllnern zu empfehlen gedachte. Sie kennen Wöllnern, Graf, und vermögen also auch leicht über einen solchen Jüngling zu urtheilen, der einfältig genug wähnen konnte, die Philosophie vermöge ihm bei diesem Manne Eingang zu verschaffen. Kurz * * * ist ein eitler aufgeblasener Geck, und * * * ein gutmüthiger Narr und ein Mensch von gar keiner Bedeutung. Glauben Sie mir, reißt der Orlovianismus ein, so haben wir Ursach, mehr, wie für irgend

einer Sekte zu zittern. Wer das Gebiet der Vernunft abzumessen unternimmt, wird auch leicht darauf verfallen, abmessen zu wollen, wie weit die Rechte des Regenten gehen.

Der Graf. Aber der alte Mann spricht eine so dunkle Sprache, daß ihn wenige verstehen, und er also nicht aufs Volk wirken kann.

Madame Rietz. Was die Orlovsche Sprache in der Philosophie ist, ist die Sprache, die Leibnitz in der Differential-Rechnung führt, in der Mathematik. Es sind Thoren, welche Orloven einen Vorwurf aus der Sprache, die er führt, machen wollen. Und ist nicht die Sprache Leibnitzens in den höhern Rechnungsarten seitdem gemein genug geworden? Spricht sie gegenwärtig nicht der ganze Haufe unserer Mathematiker und zwar mit einer in der That Staunen einflößenden Genauigkeit?

Der Graf. Ich begreife Sie. Sie sind ein großes und denkendes Weib. Die Schreibfreiheit sei nicht mehr!

Auf dem Grafentag, der hierauf gehalten wurde, und wo Bischoffswerder den Dollmetscher und Vermittler spielte, setzte man diese Maasregel allgemein fest, und beschloß überhaupt den blutigsten Krieg gegen die Frankenauer.

Dieser Krieg war der Rietzin erwünscht. Sie wuste den Grafen nun beschäftigt, brachte ihm manche Zügellosigkeiten des Volks näher vor die Augen, und konnte, da so viel aufging, desto mehr in ihren Seckel fließen lassen. Viele wurden ihr nun zinsbar, und es fiel beinahe von allem, das gezahlt wurde, etwas für sie ab. Das meiste brachten ihr aber die fremden Grafen ein. Da die Macht des Lichtenauer groß war, und seine Mannen tapfer fochten, ließen ihr diese nemlich große Summen zufließen, damit der Graf nicht abgehe von der Fehde, und ihn die Feigheit vieler Heerführer ihrer Mannen nicht wankend mache. Vorzüglich der Graf von Angeln wuste sich ihrer auf diese Art zu bemeistern.

Der Graf von Angeln schickte einen Edlen seines Volks, den jungen Tempel-

ton an sie ab, der dem Vorgeben nach sich vom Grafen von Lichtenau zum Ritter sollte schlagen lassen.

Der Vetter dieses Grafen war Pitt, der Starrkopf. Wie Tempelton in Lichtenau ankam, sprach er zum Grafen: mein Vetter, erlauchter Graf, der ernste Pitt sendet mich, mich in Waffen hier zu üben und das Kriegshandwerk unter Ihrer Anführung zu erlernen, damit ich hierauf zum Ritter möge geschlagen, und in den Stand gesetzt werden, meinem Vaterlande zur Zeit der Gefahr zu dienen. Der Graf nahm ihn aufs gnädigste auf, und versprach seinen Wünschen zu genügen. Tempelton verließ aber bald die Fahnen des Mars und fröhnte der Venus. Madame Rietz war sein Liebchen. Jedermann sahe ihn bald für den amant declaré derselben an. Er war stets um sie, wohnte in ihrem Palais, speiste bei ihr, fuhr mit ihr aus, und bewies ihr alle die Aufmerksamkeit, die ein feuriger Liebhaber seiner Geliebten nur immer zu erweisen vermag. So auffallend der Geschmack der Angeln auch oft ist, so konnte doch nie-

mand glauben, daß es bei der alten Matrone hier einzig auf Liebe angesehen sei. Man täuschte sich auch nicht. Pitt stand wirklich hinter der Kulisse. Da hieß es recht, um meinem Vaterlande zu dienen, muß ich, bei einem alten Weibe schlafen. Dies Opfer kam dem Jüngling gewiß theurer zu stehen, als dem Vetter die reichliche Spende von Banknoten. Tempelton erhielt nun plötzlich vom Grafen den Befehl, abzureisen. Sein Umgang mit der Rietzin war zu ruchtbar geworden, und hatte in der That allgemeines Aergerniß gegeben. Auch Madame Rietz ging hierauf bald nach Italien ab. Jedermann freute sich, wünschte den Herrn Quasigemahl mit ihr fort, und glaubte, sie sei auf eine anständige Art entfernt worden. Man hatte sich aber betrogen. Als Gräfin von Lichtenau kam sie vielmehr zurück. Sie schickte den Deutschen einen Professor und zwei Tänzer aus Italien zu. Einen Zug von Gerechtigkeitsliebe muß ich hier anführen, den nur Rache etwas verdunkelt. Einer ihrer Lieblinge, der Kastrat Concialini, hatte

Eltern in Italien, die Madame Rietz zu besuchen beschloß. Als eine Unbekannte betrat sie das Haus dieser Eltern. Haben Sie nicht einen Sohn in Lichtenau? fragte sie. Ja, war die Antwort. Unterstützt er Sie dann nicht? Ach nein! erwiederten die Eltern, er hat selbst kaum zu leben, der Graf soll alles an eine feile Creatur, die Rietzin, vergeuden, und da bleibt für andere nicht viel übrig. Sie verbiß den Aerger über diese Antwort, und Rache kochte in ihrer Brust. Durch ein Geschenk verschafte sie sich nun die Briefe des Concialini, die ihr die unbesorgten Eltern gutmüthig überreichten. Diese Briefe schickte sie an den Grafen ab. Concialini erhielt einen derben Verweis, und verlor einen beträchtlichen Theil seines Gehalts, der nun seinen Eltern zufloß.

Nichts ist empörender, als die Art und Weise, wie sich die Rietzin als Gräfin von Lichtenau nunmehr benahm. Die Lichtenauer fühlten zwar nicht den Druck ihres Grafen, wohl aber die despotische Geißel der Lichtenauischen und Rietzischen Klikke schwer

um diese Zeit. Freimüthigkeit in den wissenschaftlichen Untersuchungen, Herzlichkeit und Offenheit in der gegenseitigen Mittheilung und froher Muth in den geselligen Zirkeln waren verschwunden. Allenthalben fürchtete man die Späher der Klikke. Gerechte Richter musten eine Strafe an das Tollhaus zahlen, weil sie wähnten, es gelte noch Vernunft und Recht in Lichtenau, die Prediger wurden behorcht, und auf Denunziationen der Horcher wohl gar ihres Amts entsezt, und Prozeßakten den Gerichtsstühlen abgefordert, und die Prozesse unterschlagen, weil sie gegen die Klikke ausfallen musten, und diese dadurch in einem sehr nachtheiligen Licht erschien. Handbriefe des Grafen verwiesen unverhört in die Gefängnisse. Die Knute sogar herrschte und alles gewann ein inquisitionsmäßiges Ansehen.

Um diese Zeit kam eine gewisse Fräulein von Belderbusch nach Lichtenau gereist. Sie hatte vom Grafen viel gehört, und wünschte als Liebchen bei ihm angestellt zu werden. Die Lichtenauen ließ sie arreti-

ten. Nur sie wollte nemlich das Recht haben, solche Liebchens zu erkiesen. Der damalige Hofrichter in Lichtenau hieß Herr von Eisenfresser. Er hatte ehemals eine Kasse verwaltet und Defekte gemacht. Es ward ihm angedeutet, daß er morgen werde revidirt werden. Er borgte schnell die fehlende Summe von seinen Freunden zusammen, that sie in die Kasse, und versprach sie nach vollendeter Revision wieder abzuliefern. Der Revisor aber, wie er die Kasse richtig befand, legte zwei Schlösser daran, und sprach: Damit Sie nicht wieder in den Verdacht eines Defekts kommen, und bei Ihren Obern auf diese Art verleumdet werden, mein lieber Herr Eisenfresser, so will ich zwei Schlösser an die Kasse legen, den Schlüssel zu dem einen nehmen Sie an sich, den Schlüssel zu dem andern behalte ich. Der Herr Rendant muste schon bonne mine au mauvais jeu machen. Die Herrn Gläubiger jammerten sehr. Indessen wusten sie es doch durch die Frau Gräfin, damalige Madame Rietz, bald dahin zu bringen, daß Herr Eisenfresser

erst geadelt, und dann Hofrichter ward. Dafür sollte er ihr aber auch stets das Recht so sprechen, wie sie es gesprochen haben wollte, und wie es car tel est mon plaisir mit sich brachte. Dies wollte der Mann aber bei der Fräulein von Belderbusch nicht, die er an den Edelrichter, einen sehr rechtschaffenen Mann, verwies. Der gute Mann verlor seinen Posten darüber, und der Edelrichter wurde in ein Dorfgericht verwiesen, die Prozeßakten aber an Hof gesandt, und dort verbrannt. Das Fräulein von Belderbusch verschwand hierauf und ward plötzlich auch in den Lichtenauischen Gefängnissen nicht einmal mehr gesehen.

Es fiel der Frau Gräfin um so leichter, den Herrn Eisenfresser zu entfernen, da der Mann einen großen Krieg mit den Hunden geführt und sich dadurch lächerlich gemacht hatte. Die Hunde sollten nemlich insgesammt wie kleine Kinder im Gängelbande gehen, und von Kinderwärterinnen ordentlich geleitet werden. Darüber wanderten viele Hunde aus, und die von ihnen verlassenen

Herrn wurden ihm feind. Man schickte ihm sogar ein Hundezeichen zu, es als einen Orden zu tragen. Wie dem Grafen diese Lächerlichkeiten zu Ohren kamen, bestimmte er sich bald, den Herrn von Eisenfresser zu entlassen. Schwerer hielt es, an den Edelrichter zu kommen. Von diesem sprach man aber, er sei ein Vertheidiger der Rechte der Vernunft, er wolle gar kein Einsehen haben, und die Ehre der Frau Gräfin liege ihm nicht an Herzen. Und so ward auch er entfernt, der eigensinnig genug gewesen war, um der Ehre der Frau Gräfin von Lichtenau willen, das Recht nicht biegen zu wollen.

Neben diesem Prozeß lag der Frau Gräfin eine andere Angelegenheit schon auf dem Herzen.

Daß die Frau Gräfin während ihrer Abwesenheit in Italien für einen guten Späher werde gesorgt haben, läßt sich schon von vorne her vermuthen. Sie fand einen solchen an dem Advokaten Amelang, der nachher zum geheimen Rath erhoben wurde, und von dem

man wohl sagen kann, ein Fürst solle solcher geheimen Räthe nicht viele machen, wenn er nicht von seinen eigenen Räthen verrathen werden wolle. Er ward geheimer Rath, weil er einen andern geheimen Rath, einen Freund der Rietzin, denn dies war sie damals noch, in einem verfänglichen Prozeß vertheidigt hatte. Dieser Geheimerath hieß Werner. Was er für ein geheimer Rath gewesen sei, läßt sich schon aus folgendem Sinngedicht abnehmen, das ein gewisser Silesiacus auf ihn verfertigte:

Geheimniß ist es, was er für den Staat,
Geheimniß ist es, was er für den Grafen that,
Drum ward er auch geheimer Rath!

Amelang berichtete nun treufleißig nach Italien, alles, was in Lichtenau vorfiel. Diese Fakta bestanden kurz darin, daß die Tochter der Frau Gräfin, ein in der That liebes, gutes Mädchen, einige Neigung zu einem Bürgerlichen spielen lasse, und daß Madam Baranius, eine Ur-ur-ur-Muhme des Herrn Candidaten Baranius, in dessen

Seele ich dieses Buch schreibe, mit Herrn Rietz, dem Kleiderausklopfer, und selbst einer noch andern Person recht schön thue. Ueber beide Nachrichten waren die Frau Gräfin eben nicht sehr erfreut. Ihre Tochter sollte nun einmal an den Bürgerstand nicht mehr denken, und ihr Quasimann keinen sie entehrenden skandaleusen Lebenswandel führen. Wie sie daher in Lichtenau wieder anlangte, spie sie Feuer und Flammen. Sie müsse einmal wieder reinen Tisch machen, meinte sie. Vor allen Dingen ward die Baranius entfernt, und zwar, wie es ausdrücklich im desfalsigen Befehl hieß, ihrer anstößigen Lebensart halben. Herr Rietz machte, wie der Herr von Eisenfresser oben that, bonne mine à mauvais jeu. Aber er drängte es seinem Freunde Amelang nachher auch wieder ein, den er à son tour statt der Baranius nun ins Elend zu schicken und wieder zum Advokaten zu degradiren wuste. Die Tochter fand die Frau Gräfin zwar unschuldig, und ihren Liebeshandel nicht von der mindesten Bedeutung. Der

Liebhaber, wenn man ihn anders so nennen will, da noch keine Liebeserklärung vorgefallen war, muste es sich aber schon gefallen lassen, auf gräfliche Kosten in fremde Länder auf Reisen zu gehen.

Nun traten die Frau Gräfin auch, als solche, in den Zirkeln der Großen und Edlen auf. Die Thörin, diese verachteten sie gewiß um so mehr, und gaben blos der Nothwendigkeit nach. Um diese Zeit liefen indessen gegen 400 Liebesbriefe an sie ein, die die alte Dame sämmtlich so hoch aufnahm, daß man dadurch alles bei ihr galt. Nur da der Liebhaber so viele wurden, fiel es freilich etwas schwer, sie sämmtlich zu bemerken, und die gehörige Auswahl unter ihnen zu treffen. Keiner pussirte sich aber besser bei ihr, als ein gewisser Schmidts, der ein Tuchmacher, und dabei von dicker Leibeskomplexion war. Dieser Mann schrieb ihr die schmelzendsten und zärtlichsten Briefe. Ein so dicker Adonis war ihr noch nicht vorgekommen, und sie beschloß daher den Liebeshandel mit ihm

zu verfolgen. Einst kam er zu ihr, und küßte ihr dabei recht zärtlich die Hand.

Gräfin. Also wirklich, Schmidts, Sie lieben mich?

Schmidts. Von ganzer Seele, meine schöne Gräfin.

Gräfin. So etwas müssen Sie mir knieend sagen, im Stehen ist es nicht feierlich genug. Knieen Sie nieder.

Schmidts. Theuerste Frau Gräfin, ich wollte es gern thun, aber ach! das Knieen wird mir so sauer!

Gräfin. Nun, wenn Sie nicht knieen wollen, so lieben Sie mich auch nicht.

Schmidts. Wenn es denn sein soll und muß, so will ich ja gern knieen. (Es dauert etwa eine Viertelstunde, und er knieet.)

Gräfin. Jetzt erklären Sie sich!

Schmidts. Schönste Frau Gräfin, Licht meiner Augen, ich — ich lie — liebe Sie.

Gräfin. Stehen Sie auf, lieber Engel, Sie sind erhört. Meine Gegenliebe sei Ihnen gewidmet.

Schmidts. Ach! ich kann nicht aufstehen. Sie müssen mir helfen lassen. Es ist unmöglich. Meine dicke Korpulenz hindert mich daran!

In diesem Augenblick trat der Graf ein, die Gräfin erzählte ihm den ganzen Vorfall. Habe ich nicht einen dicken hübschen Jungen, sprach sie, der mir so eben Liebe gelobt. Einen recht sehr dicken, erwiederte der Graf. Beide lachten nun recht herzlich, der dicke Kupido knieete indessen beschämt da, und muste warten, bis Bedienten kamen und ihm aufhalfen. Der Graf beschenkte ihn mit einem kostbaren Muffe für diesen Spaß, und für diese so stattliche Erschütterung seines Zwergfells.

Schmidts trug überdem auch noch die Gnade davon, daß ein Bedienter von ihm mit 600 Thaler angesetzt, und dadurch reichlich versorgt wurde.

Daß er sich übrigens herzlich schämte, zum Gelächter der Stadt dadurch geworden zu sein, und von seinen Mitmeistern, die nun nicht mehr bei ihm und mit ihm arbeiten

wollten, und desfalls ordentlich revoltirten, gehohnekt zu werden, versteht sich von selbst.

Man glaube doch ja nicht, daß die Gewährung aller seiner Wünsche dem Menschen Genügsamkeit gewähre. Je mehr Wünsche manche Menschen gewährt erhalten, je ausschweifender wird ihre Phantasie, je mehr begehren sie alsdann. Auch Minchen Encken giebt einen auffallenden Beweis hiervon. Ueberfluß und Luxus war bei ihr an die Stelle der Dürftigkeit und Armuth getreten, und aus einem ohnmächtigen Mädchen sahe sie sich, im eigentlichsten Verstande, zu einer Gräfin vom allgewaltigsten Einfluß gemacht. Dies alles genügte ihr aber noch nicht. Sie war noch nicht am Hofe vorgestellt und noch nicht in die genuine gräfliche Familie eingeführt worden. Hierauf drang sie. Der schwache Graf willigte gar bald auch in diese Forderung. Sie sollte vorgestellt werden, und sie ward vorgestellt. Die regierende Gräfin, eine würdige und musterhafte Dame, muste es sich gefallen lassen, den

Vortritt zu ihr einer Person zu gestatten, die ihr das Herz ihres Mannes gestohlen hatte, und die ihn noch bis jetzt in ihren Fesseln hielt. Sie soll bei der Audienz hold auf die Lichtenau herabgelächelt, und diese im Gegentheil geweint haben. Das Lächeln bezog sich gewis auf das schuldlose, vorwurfsfreie Gewissen der Lächelnden. Ob sich das Weinen wohl auf eben so erhabene Eigenschaften der Weinenden bezogen haben mag? Ganz Lichtenau nahm diese Szene mehr als eine solche auf, durch welche die Lichtenauen die gräfliche Familie habe demüthigen, und sie ihre politische Allgewalt fühlen lassen wollen, als daß man wirklich geglaubt hätte, blos Ehrgeiz habe sie zur Reise gebracht. Um diese Zeit fieng nun Graf Wilhelm zu kränkeln an. Die Schuld dieser Krankheit fiel wohl ohne allen Zweifel auf die Gräfin und die Geisterschauende Klikke. Jene hatte seiner Sinnlichkeit geschmeichelt, ihm alles zugeführt, was der feinsten und ausgesuchtesten Wollust fröhnte; diese hatte ihm narkotische Säfte beigebracht, seine ganze Fantasie zer-

rüttet; beide also sein Nervensystem aufs äußerste erschlafft und herabgestimmt. Um nun den Abgang an Kräften zu ersetzen, den muthige und genußsuchende Dulzineen auf der einen, und Fantasieen von Bewohnern jener Welten auf der andern Seite verursacht hatten, nahm man zu Roborantien seine Zuflucht. Der Graf speiste früh Morgens Sahne, beinahe ein Quart, welche sehr fett und feist war, hierauf ein starkes Bouillon, und dann Mittags derbe, kraftvolle Speisen. Mit unter wurden auch medizinische Ingredienzien gebraucht. War es also wohl Wunder, daß der Graf erkranken, und in der That ganz herabkommen mußte? — Um seine Gesundheit wieder herzustellen, ward nun eine Reise nach den Schlangenbad unternommen. Vor dieser Reise noch suchte nun die Frau Gräfin von Lichtenau zwei Stücke für sich auszuwirken: 1) daß ihr vom Nachfolger des Grafen eine jährliche Pension von 30000 Thalern zugesichert, und dann 2) die Grafschaft Berleberg gekauft werde. Es würde zwar unbillig geurtheilt sein, wenn

man gerade behaupten wollte, aus Hochmuth habe die Lichtenauen den letzten Wunsch gefaßt, nein! sie hatte andre Gründe. Theils wollte sie sich dadurch eine fortdauernde Unabhängigkeit zusichern, theils aber auch Gelegenheit verschaffen, immer rasch fort zu regieren. Sie hatte nun schon beinahe zehn Jahre mit unter regiert, und war dadurch des Regierens so gewohnt worden, daß es ihr würde schwer geworden sein, dieser ihrer Lieblingsneignng zu entsagen. Vom künftigen Grafen befürchtete sie aber mit Recht, daß er sie nicht mehr werde regieren lassen. War es da nicht klug gehandelt, sich zur Zeit ihrer Macht ein kleines Plätzchen außerhalb den Lichtenauischen Gefilden zum fernern Regieren anzukaufen? — Das Sonderbarste bei dieser Sache war, daß Amelang, ihr so eifriger Verehrer, schon vorgab, er reise nach Schlangenbad, den Kauf der Grafschaft Berleberg für die Frau Gräfin von Lichtenau abzuschließen, ehe Graf Wilhelm noch ein Wort von dem ganzen Projekt der Gräfin wußte. Wir haben schon einmal von

diesem Amelang geredet. Es sei uns, sollten wir uns auch wiederholen, noch ein Wort über diesen Mann vergönnt. Er vertheidigte einst den gerechten Prozeß eines Philosophen gegen die Eingriffe und die Schikanen Machthabender Schwärmer. Muthig sagte Amelang alles, was nur immer für den Philosophen gesagt werden konnte, und bewirkte dadurch, daß ihn das Gericht auch frei sprach. Als nachher die Lichtenauen, die Schwärmer zu unterstützen, dem Grafen einen Kabinetsbefehl entlockte, der das gerechte Urtheil dieser gerechten Richter umstieß, und sie eine Strafe an das Tollhaus zahlen ließ, ließ Amelang muthig seinen Prozeß drucken, und nun die ganze Welt einsehen, daß die Macht hier Recht in Unrecht verwandelt, und das richterliche Gewissen gegen alle Regentenpflichten despotisch gekränkt habe. Jedermann liebte nun den Amelang. Leute allerlei Standes und verschiedenen Metiers kamen nach Lichtenau, den Mann zu schauen, der es gewagt habe, der Klikke ins Gesicht zu sagen, sie sei eine schwarze und

eine verführerische Klikke, und der ihr in seinem Prozeß einen Spiegel vorgehalten habe, bei dem sie gestehen muste, sie habe alle Ursache, sich für ihrem eigenen Bild zu schämen. Als aber Amelang dann den ungerechten Prozeß eines Mannes übernahm, mit dem niemand im Rath sitzen wollte, und der es bedauerte, daß er keine seiner Töchter als Mätresse beim Grafen habe anbringen können, sondern sich damit begnügen müssen, sie blos bei Anwesenheiten in der Provinz darzuleihen; da schüttelte man allgemein mit dem Kopf und meinte: geschiehet das am grünen Holz, was will am dürren werden? Wie konnte Amelang so tief sinken, den Prozeß eines solchen Mannes, und zwar auf Veranlassung der Klikke, zu übernehmen? — Sonderbar! durch eine Handlung, die einen zum geheimen Rath macht, zu sinken! — Amelang sank indessen wirklich tief, sehr tief. Wäre der Wernersche Prozeß damals nemlich recht entschieden worden, und hätte man beim Richten und Untersuchen nicht zu genau auf die Mienen der Klikke ge-

sehen; — Blut, das nachhero floß, wäre warlich nicht geflossen. Dem ungerechten Richter sei unser HErr Jesus Christus gnädig! Amelang glaubte indessen nicht gesunken, sondern recht hoch gestiegen zu sein. Er ging daher äusserst barsch einher und sahe den Leuten auch unfreundlich und stolz ins Gesicht. Gespornt und mit einer Reitgerte versehen, sahe man ihn wie einen kleinen dicken Ritter Straße auf, Straße ab trottiren, und mit seinem innigen Freund, den er aber nachher verrathen wollte, oft tapfer zechen. Wenn er denselben, der bei der Stadt etwas galt, tapfer unter den Tisch getrunken hatte, pflegte er im Scherz zu sprechen: da liegt das Wohl gemeiner Stadt, ist besoffen und schläft. Er nannte ihn auch wohl seinen versoffenen Stadtmann. Es machte Amelangen also Freude, den Renomisten zu spielen, und der Schwachheiten des Freundes zu spotten, und ihn dadurch dem Gelächter preis zu geben. Vornehm that er also schon gewiß. Auch einen edlen Rath des Grafen, dem er Kornwucher Schuld gab, hatte er ge-

stürzt. Er wollte noch vornehmer, er wollte geheimer Anschläge-Einflößer werden, und diese Funktion unter dem Titel als geheimer Kabinetsrath verrichten. Hierzu nun glaubte er am sichersten gelangen zu können, wenn er der Frau Gräfin von Lichtenau zum Besitz der Grafschaft Berleberg verhälfe. Er ging also zu seinem Kollegen Eisenberg, dem Stadtmajor, und sagte zu ihm: Freund, ich scheide von dir, der Graf hat mich nach den Schlangenbad berufen, und ich schließe dort den Kauf der Grafschaft Berleberg für die Lichtenauen ab. Eisenberg umarmte ihn, freute sich höchlich der ihm wiederfahrnen Ehre, empfahl sich seiner Freundschaft und — leerte dann ein paar Flaschen Champagner mit ihm aus. Eisenberg kannte den Amelang und wuste wohl, daß er eine Schlange in dem Busen eines Menschen werden, aber auch ein trefflicher Beschützer sein könne. Er wollte also diesen Mann lieber zum Freunde als zum Feinde haben. Traulich setzten sie sich an die Flaschen, lachten, wie sie voll süßen Weins waren, herzlich der Klikke, die

sie eben so täuschen wollten, wie sie die Aufklärer getäuscht hatten, und verabredeten wechselseitige Unterstützung. Das Senkblei deiner tiefen Einsicht und bedächtigen Erwägung, wenn du nicht etwa wie jetzt hinter der Flasche sitzest, geleite mich, sprach Amelang, wenn ich auf dem hohen Meere meiner Entwürfe mich herumtreibe. Es sei dem also, entgegnete ihm der Freund, und nachdem Eisenberg noch eine Menge Grüße an seinen sehr vertrauten Freund, den Rietz, bestellt hatte, schieden beide und Amelang fuhr sogleich mit Extrapost nach den Schlangenbad ab.

Aber hier geschahe ihm nicht, wie er gewollt hatte. Ein Minister des Grafen, selbst ein Graf, ein edler und redlicher Mann, sagte dem Grafen, wie die Lichtenauen ihr Begehren vorbrachte, gerade heraus, daß es dem Lande Lichtenau unmöglich falle, eine solche Summe zum Ankauf der Grafschaft Berleberg für eine Günstlingin zu erschwingen, daß es Kaiser und Reich nie zugeben würden, daß eine bloße Buhlerin auf der

Grafenbank sitze, und Recht habe, über Leben und Tod, und daß folglich aus der ganzen Sache nie etwas werden könne. So sehr auch die Lichtenauen ob dieser freien Rede staunte, und sich nicht genug wundern konnte, wie ein Mensch die Dreistigkeit haben könne, so zu reden, gab der Graf Wilhelm dem Minister doch Recht. Die Lichtenauen schwieg, weinte und — entfernte sich. Amelang zog nun auch, bitter getäuscht, ab. Dies alles geschah auf der ersten Reise in das Schlangenbad. Auf der zweiten Reise holte man die nemlichen Projekte hervor, aber auch sie glückten nicht. Der Nachfolger des Grafen Wilhelm wollte sich zu den 30000 Thalern jährlicher Pension nicht verstehen, und zum Kauf der Grafschaft Berleberg war weder Geld, noch die Einwilligung des Kaisers da. Um indessen Geld herbeizuschaffen, wählte man folgendes Mittel. Ehedem hatten die Grafen von Lichtenau, als eine Seltenheit, den Tabakshandel in ihrem ganzen Lande gehabt. Graf Wilhelm hob diesen Handel auf, weil er von ihm meinte, er be-

schimpfe seinen Adel. Seine Mannen, denen er ihn abtrat, musten ihm andere Abgaben dafür geben. Behalte diese Abgaben, sprach nun die Lichtenauen zu ihm, und ziehe den Tabakshandel dem ohngeachtet wieder an dich. Wilhelm war so schwach, diesen Rathschlag, ohngeachtet er das Tabaksmonopol für ein dem Staat schädliches und schändliches Gewerbe erklärt hatte, dennoch zu befolgen. Das Tabaksmonopol ward eingeführt, und Tausende fluchten dem Lichtenauischen und Bischoffswerderschen Rath, der diese Einführung bewirkt hatte. *) Wie

*) Schändlich ging es bei dieser Gelegenheit mit Vertheilung der Aemter bei der gräflichen Tabaksadministration her. Man fand bei derselben ganze Familien am Ruder. Z. B.

Faudel, ehemaliger Tabaksfabrikant, wurde Direktor und geheimer Oberfinanzrath.

Brietzky, sein Schwager, Inspektor.

Tilly, sein Schwager, geheimer expedirender Sekretär.

Oesterlein, sein Schwager, Kanzlei-Direktor und Kriegsrath.

Oesterlein, sein Schwager, ehemaliger Klavierstimmer, Inspektor. Und

stark man die Gräfin desfalls haßte; davon einen Beweis. Man schlug um diese Zeit an:

Une certaine Dame devenoit Comtesse,
Par le beau Jeu de ses fesses.
Si elle recevroit un nouveau Con,
A quoi l'eleveroit-on?

Und:

Warnung

noch ein anderer Schwager, gleichfalls Inspektor. Letzterer wurde direkte aus Rußland verschrieben. Das waren nicht mehr als sechs Schwäger bei einem und demselben Kollegium. Ein Schulmeister fand damals einen seiner sonst fleißigsten Schüler, der beinahe perfekt lesen konnte, selten in der Schule. Er erkundigte sich bei seinem Vater über den Grund des Aussenbleibens, dieser etwiederte: nehmen Sie es nicht übel, Herr Schulmeister, ich habe es Ihnen nur vergessen zu sagen, er ist Kriegsrath bei der Tabaksadministration geworden. Man soll ein Beispiel davon haben, daß bei der ersten Session, einer dieser jungen Kriegsräthe, des Sitzens noch nicht gewohnt, sich die Hosen verunreinigte, und so die ganze Session mit Stank erfüllte. — — — ! ! !

Warnung an die Jugenspekte Gräfin von Lichtenau, vor Zeiten Zitronen- und Kienäpfel-Trägerin.

Flieh, —
Buhlerin, flieh!
Des Gerechten Donners Rache
wird bald
Dein geiles, jetzt hochgebohrnes Ohr erschüttern!
Schon thürmt sich die furchtbare schwarze Gewitterwolke,
dessen Blitze
Dich Vaterlandsschätze-Vergeuderin
zerschmettern werden;
entflieh
der namenlosen Späher Augen!
Ihr dreimal beschworner Wahlspruch athmet
Tod und Verderben
Dir!
Die treuer Deutschen Schweiß wie Wasser schlürfst,
Dir!
Die durch Lais *) Künste

*) Eine ehemals berühmte Hure in Athen.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

nicht nur nackend auf schwarzen seidnen Sopha's
Den Edelsten — als Mensch, nein
Auch als Vater *) — zu fesseln sich erfrecht.

Wahrheitsburg,
im 17. Jahrtausend der Regierung Philopatridis.

*) Dafür konnte die Gräfin nun wohl freilich nicht, daß sie den Grafen als Vater gefesselt hatte. Dies war eine natürliche Folge davon, daß sie ihn als Mensch nackend auf seidnen Sopha's fesselte. Wir wollen nicht den Anstand überschreiten. Wenn ich aber Zunder und Stein auf einander lege, und diesem durch den Stahl Funken entlocke, daß sie jener fängt, vermag ich da wohl, den Zunder anzuklagen, daß er gefangen habe? Gewiß nicht! daß die Gräfin als Minchen Enken dem Grafen also Kinder gebahr, das wollen wir ihr nicht übel deuten, eben so wenig, als daß sie ehemals Zitronen und Kienäpfel feil trug. Daß sie sich aber des Grafen Namen, nach den eigenen Schriftzügen desselben, in Kupfer stechen ließ, daß sie falsche Kabinetsordren schmiedete, mit Rietzen dem Grafen ungerechte und despotische entlockte; daß sie auf die Vestung und aus dem Lande verwies: das — wird ihr zum ewigen Vorwurf gereichen.

Ruhig sollte sie indessen die Einkünfte des Tabakshandels nicht genießen, der Graf Wilhelm starb und sie ward gefesselt und ins Gefängniß gebracht.

Die Priesterin der Liebe that hier an Venus Vulgivaga folgenden Stoßseufzer:

Göttin! erbarme dich unser! Verleihe uns neue Beschützer,
Graf Wilhelm ist todt, todt ist auch Mutter Kibitz *)
Siehe, die erste von uns, die Gräfin von Lichtenau liegt in Banden,
Von Wache umringt: — ewige Schmach ist ihr Loos.

Die Göttinn antwortete:

Ruhig, ihr Lieben! Verlassen bleibt ihr jetzt nicht, und
nimmer, unerschütterlich fest steht seit Jahrtausenden
mein Thron — nehmt euch aber zum Muster

*) Eine berühmte Kupplerin.

eure Schwester, die Schulzki *), fröhnet dem Ehrgeiz nie, bleibt der Liebe getreu.

Ehe wir die Geschichte der Gräfin von Lichtenau weiter verfolgen, müssen wir ein Wort vom nunmehrigen regierenden Grafen reden. Der neue Graf war ein edler, guter und auf seinen Entschlüssen fest beharrender Herr. Sein Palais bewachten keine Bullenbeisser und Dokken, und wenn er spazieren ging, begleiteten ihn keine Büchsenspänner mit Hunden. Auch waren nicht Wachen ausgestellt, die Supplikanten von ihm abzuhalten. Er war Herr in seinem Hause, hing von keinem Bedienten ab, erlaubte keinem, à la Rietz, die Unterthanen, die sich ihm naheten, zu prügeln, und — au fin — auch seine Leute waren gut, offen und edel. Er hörte jeden, erlaubte jedem den Zutritt, und untersuchte alles unbefangen. Vernunft und

*) Gleichfalls eine Priesterin der Liebe für Geld (Venus Vulgivaga), und dabei sehr geübt im Tanzen und Springen.

Redlichkeit hatten mit ihm den Grafenstuhl bestiegen, und jeder freute sich, sein Unterthan zu sein. Nun heißt es, wehe denen,

die unterjochten und entmannten Sklavenseelen
den ungeheuren Aberglauben beigebracht.
Es athmeten um eines Einzigen willen
die Millionen Andrer alle nur.

Vielleicht drückt nichts besser die Rechtschaffenheit und den Anfang der Regierung des neuen Grafen aus, als folgende Parodie des bekannten Rheinweinliedes. Lichtenau liegt ja am Rhein!

Umhängt mit Flohr den umgestürzten Becher
Und trauert um ihn her;
Auf ganz Europia, ihr Herren Zecher,
Liegt Despotismus schwer.

Er kömmt nicht aus der Schule wahrer Weisen,
Noch von den Göttern her;

Ihn mögen wohl die Bonzen selig preisen,
Wer glaubt den Bonzen mehr?

Die Freiheit treibt er fast aus allen Reichen
Und wenig Völker, hört!
Sind die den weiland edlen Griechen gleichen,
Des Menschen Namen werth.

Das Laster zeugte ihn in seinem Grimme,
Woher sonst seine Wuth?
Woher die gleisnerische Pfaffenstimme
Und das Gewand von Blut?

Viel Schweizerberge, zum Exempel, tragen
Ein Volk, sieht aus wie frei,
Ists aber nicht, — es darf nicht einmal sagen,
Wie ihm zu Muthe sei,

Nach Deutschland darf man auch wohl keinem rathen,
Der aus nach Freiheit geht.
Dort giebt's nur Durchlaucht, Excellenzen, Gnaden,
Und etwas Majestät.

In Spanien tobt der rechte Herr Philister,
Er heult und brüllt umher;

Drum morden auch daselbst die Hohenpriester
Der heilgen Kirch zu Ehr.

Von Lichtenau! da rufen alle Brüder:
Es lebt die Freiheit noch!
Herab den Flohr und füllt die Becher wieder;
Sie lebe lang und hoch!

Im Lichtenauer Land da keimt der Freiheit Segen,
Wer athmet frei wie sie?
Dort schlägt das Herz dem Bruderherz entgegen,
Und keiner beugt die Knie'.

So trinket dann und lasset allerwegen
Wilhelm den dritten leben!
Und jauchzt ihm treu und brüderlich entgegen:
Der Himmel möge Dir Heil und Gedeihen geben!

Bei seinem Regierungsantritt schrieb ein Lichtenauer, Namens Kunz, einen Brief an ihn, worin er ihm viele heilsame Lehren gab, die er aus den Scriptis der Sachverständigen gesammlet und dem Grafen zu Nutz und Frommen in ein kleines Blumensträuschen gebunden hatte. Die Ideen waren alle gut in die-

sem Brief, auch die Meinung Kunzens mochte gut sein, aber die Art und Weise, wie er diese Ideen an den Mann brachte, taugte nicht viel. Es war etwas unhöflich, einem Fürsten von den schönsten Hoffnungen Lehren ins Gesicht zu sagen, die wohl einen Veteranen gekleidet hätten, nie aber einem jungen Diener anstanden, der nur zu sehr im Gerücht stand, daß er sich häufige Abweichungen vom Sittengesetz erlaube, und daß die Sinnlichkeit bei ihm über die Vernunft herrsche. Noch unhöflicher aber war es, den Grafen zu bitten, daß er Kunzen doch erlauben möge, alle diese schöne Lehren, als an ihn gerichtete Lehren, drucken zu lassen. Kunz hätte bedenken sollen, daß er noch lange kein Mirabeau sei, und daß so etwas am allerwenigsten fähig sei zu befördern. Der Graf nahm Kunzens Brief zwar an, ließ ihm sagen, daß er ihn seinetwegen immer könne drucken lassen, daß die Korrespondenz aber von nun an aufhören solle. Daß aus dem projektirten geheimen Oberfinanzrath nichts geworden sei, leuchtet nach dem

gesagten von vorne her ein: ob er aber auch wirklich projektirt worden, kann Verfasser dieses, der Kunzen zwar wohl mehrmalen sprach, ihn aber nicht genauer kennt, nicht verbürgen. Der Brief wurde von Hinzen, einem launichten Dichter, mit folgendem Gedicht beehret.

Millionen Menschen sollten wählen einen Mann,
der seine eigene Finanzen nicht verbessern kann,
einen großen Grafen zu lehren,
sie ohne Volksdruck zu vermehren?
Durch einen Mann, der einst den Burke übersetzte,
um den Titel Rath, die göttliche Vernunft verletzte,
der einen Mallet du Pan kommentirte
weil seine Lehr zum Bürgerkriege führte.
Durch einen Mann, der ein Mägdchen zur Mutter machte,
sie dann von sich stieß, verspottete und verlachte,
sollten Völker von der Weichsel bis zum Rhein *)

*) Dies ist ein Flug, den die Einbildungskraft des Dichters wagt, denn sonst geben die

den Grafen bitten: getreuer Vater zu sein?
Ein Mann, der Morgens beim Pult, Aristokrat,
Mittags beim Rheinwein und Champagner, Demokrat
scheint, Abends beim Kartenspiel Könige ehrt,
Nachts bei Mädchen sie zu entbehren lehrt;
Solch' einen Mann sollte Adel und Bürger wählen,
Um dem Grafen seine Pflichten zuzuzählen?
Nein, Graf! deiner innern Stimme vertrauen wir allein,
Und kein fremder Mislaut mische sich mit ein.

Ich muß mich hier zuvor über das Recht verbreiten, das Graf Wilhelm der dritte hatte, die Lichtenauin setzen zu lassen. Kein Recht ist wohl unbestrittener als dies. Und es ließe sich eher fragen: warum er Rietzen, der Bittschriften dem vorigen Grafen vorenthalten, und der seine Hand frevelhafter Weise an manchen ehrlichen und

Grenzen der Grafschaft Lichtenau nicht vom Rhein bis zur Weichsel.

treuen Unterthan gelegt, nicht zugleich habe mitsetzen und ihn dem Volk Abbitte thun lassen, als warum er Gerechtigkeit in Hinsicht auf die Lichtenauin geübt. Sind Unterschlagung von Bittschriften, Erschleichung von Kabinetsordren, Verdrehung des Unrechts in Recht und Vorenthaltung des Regenten, wenn ihn das Volk begehrte, sind dies alles keine Verbrechen: so möchte ich denn doch wissen, was noch mit dem Namen Verbrechen gestempelt werden könnte? Die Lichtenauin hatte außerdem die Schätze der Grafschaft verschwendet, und der Ehrfurcht Hohn gesprochen, die sie der Familie des regierenden Herrn schuldig war. Sie war außer ihre Sphäre als Mätresse getreten, und hatte geherrscht, gleichsam als wäre sie die Souveränin des Landes. Ausserdem, wie der Graf auf dem Tod lag, und alles an seinem Aufkommen zweifelte, verleitete sie ihn, ihr die Brillanten des Hauses zu schenken, und wie er todt war, entwandte sie sogar mit diebischer Hand die silbernen Gefäße zu Ehren und zu Unehren,

und was an Gold und Vergulbung gefunden wurde. Sie bestahl die Chatulle, ließ den Raub ihrem Diener St. Union auf dem Hühnerberg am Rhein vergraben, und bemächtigte sich sogar der Tasche mit den Reichspapieren. Um die damalige Zeit ward gerade an einem auch für die Grafschaft Lichtenau wichtigen Frieden gearbeitet, wie mußte der neue Graf also staunen, als er die Papiere verschwunden sah, von denen das Wohl und das Wehe seines Reichs abhing! —

Dem Grafen stand vor einiger Zeit nemlich eine sehr glänzende Laufbahn bevor. Die Lichtenauin blendeten englische Banknoten, und sie leitete den Grafen von dieser Laufbahn, dem Glücke seines Volks, ab. Dem Britten treu, verkaufte sie das Interesse des Volks, dem sie ihre ganzen Reichthümer verdankte. Die Folge davon war, daß ein Friede ohne den Grafen geschlossen wurde, der nur durch seine Hände hätte gehen sollen, und der ohne ihre Falschheit auch wirklich

durch seine Hände gegangen wäre. Statt daß er also Gesetze hätte geben können, mußte er sich nun Gesetze vorschreiben lassen. Es wäre um die Grafschaft Lichtenau größtentheils gethan gewesen, hätte der alte Graf länger so kränkelnd fortgelebt, die Lichtenauin, die ihn beherrschte, hätte das ganze Interesse des Volks verkauft, einzig um im Frieden die Grafschaft Berleberg zu erlangen, und auf der Grafenbank Stimmrecht zu bekommen, daneben aber eine artige Sammlung von englischen Banknoten anzulegen.

Zum Glück starb indessen Graf Wilhelm früher, als der Friede, der auf jenen schon geschlossenen folgte, zu Stande kam.

Man bedenke nun, unter welchen Aussichten Wilhelm der Dritte zur Regierung gelangte, und beantworte sich die Frage: ob er Recht gethan, die Lichtenauin fest zu setzen, von selbst. Sie hatte zwar nicht mit dem Feinde, doch mit einer auswärtigen Macht unterhandelt, die über einen geschlossenen

Frieden sehr sauer sahe: sie hatte Graf Wilhelmen abgehalten, die Energie zu beweisen, die ihn zum Herrn im ganzen Grafenstreit gemacht hätte; sie war selbst an den Kaiser verkauft; der wichtigste Friede sollte geschlossen werden; die Tasche mit den Reichspapieren fehlte, und bei Ihro gräflichen Gnaden ward zwar nicht die Tasche, wurden zwar nicht die Papiere, wohl aber der Schlüssel zu der erstern gefunden. Es mußte daher Beschlag auf ihre Person gelegt, und es mußten alle ihre Habseligkeiten versiegelt werden, damit durch sie nichts mehr zum Schaden des Landes gewirkt werden könne.

Nicht aus elender Rache, nicht aus kleinlicher Wiedervergeltungssucht, nein! einzig aus Liebe für das Wohl seines Volks handelte Graf Wilhelm der Dritte, daß er sie festsezzen und ihr alle Mittel benehmen ließ, noch ferner schaden zu können.

Die Untersuchung ihrer Sachen zeigte auch, daß sie sich zur Flucht vorbereitet und listige Wege klüglich eingeschlagen hatte.

Man fand einige Kisten mit Wachslichtern bei ihr. Die Kisten waren zubereitet, so gleich zur Reise dienen zu können. Man wunderte sich, daß sie so viele Wachslichter und nichts Besseres habe mit zur Reise nehmen wollen. Man untersuchte die Wachslichter, sie waren sämmtlich ächt und unverfälscht. Als man aber auf die niedlichen Papiere kam, in welche die Wachskerzen gewickelt waren, und die fein blau aussahen, fand man, daß sie doppelt umschlagen seien, und daß in ihrer Mitte schöne englische Banknoten lagen, je eine Banknote zwischen zwei solchen blauen Umschlagepapieren.

Sie war der Worte eingedenk gewesen:

Wohin du dich wendest in Hunger und Harm
Mit hohlen Augen und Wangen,
Wird nimmer sich öffnen des Mitleids Arm,
Wird Eckel und Haß dich empfangen;

und hatte daher gedacht, sich durch die englischen Banknoten, die so demüthig aus Lichtenau entfliehen sollten, ein Hülfsmit-

tel gegen Kummer und Noth zu verschaffen, und im Ausland, wie in Lichtenau, fortzuleben.

Wenn ich einen Unglücklichen sehe, möge er sein Unglück verschuldet haben oder nicht, so muß ich Mitleid empfinden. Es ist dies kein moralisches Verdienst. Einzig meine körperliche Konstitution und der Bau meiner Nerven bringt dies so mit sich. Ich trage für mich eigentlich so wenig dazu bei, als das Klavier zum Nachhall, wenn seine Klaven ein Himmel berührt, und ihm so melodische Töne entlockt hat. Daß jedermann die Arretirung der Lichtenauin billig und gerecht fand, dagegen habe ich so wenig etwas, als dagegen, daß jemand das Schwarze schwarz siehet. Aber das Jubeln und Hohnnecken nicht blos der geringern Volksklasse, sondern selbst der höhern Stände, machte doch einen etwas sonderbaren Eindruck auf mich. Jeder, der ihr bisher warlich mehr, als es Noth that, schmeichelte; jeder der unaufgefordert bis dahin in ihrem Lob unerschöpflich gewesen war; jeder, der sein

ganzes

ganzes Glück in einem holden Lächeln von ihrem Mund gefunden hatte, glaubte nun nicht genugsam sich in Freudensbezeugungen auslassen zu können, daß die stolze Babilon gefallen sei. Blos Feudel, der bei ihrem Sturm den seinigen zum voraus sehen konnte, weinte ihr eine Zähre. Selbst die Klikke floß sonst in Schmähungen auf sie über. Die Klikkianer wunderten sich ordentlich, wie sie bisher so lange hätten blind sein, und Laster an ihr nicht erkennen können, die doch jetzt nur zu offen am Tage lägen. Sie verfluchten zum Theil den Tag oder die Nacht, wo sie den Bund mit ihr beschworen. Selbst der geheime Ober-Land- nnd Leib-Kleiderausklopfer Rietz, berühmt durch seinen schweren Stab, den er auf den Nacken der Lichtenauischen Unterthanen fallen ließ, ging zu seinem Freund und Vertrauten Eisenfels und bat denselben bei einer Flasche Burgunder (den sie aber nicht um des Genusses, sondern einzig um der Gesellschaft willen, und weil er das Herz fröhlich macht, trunken) er möge doch Befehl

ertheilen, die Schimpflieder auf die Gräfin von Lichtenau, nicht als Lieder auf die Rietzin, sondern als Lieder auf die Encken auszurufen. Es geschahe ihm zwar, wie er gewollt hatte, und wie man es von der Willfährigkeit seines Freundes und Vertrauten erwarten konnte, aber sein Name — kam desfalls dennoch nicht zu Ehren.

Sonderbar, Encken, Rietzin und Lichtenauin waren sonst drei Namen, um die man sich ordentlich stritt. Die Enckens, die Rietzens — durften sich nur ankündigen und sie waren des Zolls der Ehrfurcht gewiß. Jetzt! — da die Lichtenauin gefallen war, wollte man ihr beinahe gar keinen Namen mehr zugestehen. Die Adelichen wollten sie nicht Frau Gräfin und Herr Rietz nicht Madame Rietz genannt wissen, sie sollte schlechterdings zu dem Namen zurückkehren, den sie als Jungfer geführt hatte, die längst entjungferte sollte mit einem Mal wieder Jungfer Encken heißen.

Nur ein einziger machte einen Versuch, sie aus ihrem Gefängniß zu befreien. Dies

wår ein gewisser Wollsack, ein Klikkianer. Er wuste nemlich, daß die Lichtenauin in einem Garten, neben dem der Rhein vorbei fließe, gefangen sitze, und daß sie nur 20 Mann Wache habe. Hierauf gründete er einen fein angelegten Plan, dem nichts als das Gelingen gebrach.

Nachts um 12 Uhr erschien ein Herr mit zwei Bedienten vor dem Gefängniß der Lichtenauin. Alle drei waren in Sterbekleider gekleidet. Wie man sie darin als Herrn und Bediente habe unterscheiden können? — Fragen Sie mich das wirklich, meine Leser! Der Herr ging voran, die Bedienten folgten, des Herrn Leichnam war in feinere, der Bedienten ihre in gröbere Leinwand gekleidet. Auch war der Leichenstaat des Herrn mit Brabanter Kanten besetzt. Die eine Schildwacht glaubte den verstorbenen Grafen und zwei seiner Bedienten, d. i. Gespenster, in den drei Herrschaften zu erblicken, und fiel, dem üblichen Ritual gemås, in Ohnmacht. Die Geister wollten nun zur Thür hinein gehen. Ein solcher Ein-

gang schien der andern Schildwacht nicht feierlich genug zu sein, und eben deswegen glaubte er die Sache in ihrem gewöhnlichen Geleise nehmen zu müssen. Er hielt den Geistern das Bajonet vor. Sie kehrten hierauf um, machten einige Gänge um das Haus herum und — ärgerten sich. Die Schildwacht machte Lärm, die Geister entsprangen und — auf dem Wasser fand man einen sehr bequemen Kahn zur Ueberfahrt, jedoch ohne Steuermann.

Vermuthlich war die ganze Farce der Frau Gräfin zu Ehren gespielt worden, und blos desfalls unausgeführt geblieben, weil der Aberglaube, auf den man gerechnet hatte, sich nicht vorfand.

Mein Manuskript sagt nun noch, daß die Frau Gräfin ihres Einverständnisses mit fremden Mächten überführt geworden, daß man die Stempel zu falschen Kabinetsordren bei ihr gefunden, und daß sie daher auf die Vestung gekommen sei, wo sie im Anfang dieses Jahrhunderts ihren Geist aufgegeben. Eine Menge ihrer Anhänger wurde

mit ihr gestürzt. Alle hatten sich des Vergehens des beleidigten gräflichen Hauses und des beleidigten Volks schuldig gemacht, alle hatten Unzucht mit der Ma . . . getrieben.

Nachstehendes ist das Verzeichniß der merkwürdigsten Meublen, die nach ihrer Abreise auf die Vestung öffentlich in Lichtenau versteigert wurden.

I.

Geheime Sachen.

1) Eine Maschine, gute Freunde, die nachher Feinde geworden, und wo einer den andern verrathen, wieder mit einander zu versöhnen. NB. Diese Maschine ist von Eisenfels und Amelang untersucht und probat gefunden worden. Sie thut indessen nicht eher Wirkung, bis der Wahn, daß man hohe Konnexion habe, schwindet, und erfordert nüchterne Gemüther, und im Winter dreiwöchentliche Enthaltung der Austern.

2) Eine Maschine, einen Bedienten in einen Salzinspektor oder in einen Kriegsrath beim Tabakshandel zu verwandeln. Eine Art von Kupferplatte, die man als Namensunterschrift unter eine Bestallung drückt; die Namenszüge müsten von der Handschrift einer regierenden Person entlehnt werden.

3) Eine Maschine, schwachen und dicken Personen dasjenige zu erleichtern, dessen Wirkung oder Erfolg durch einen chemischen Prozes zu Stande gebracht, einige Rosenkreuzerlogen für ihr Geheimniß halten. Diese Maschine ist die eigene Erfindung der Frau Gräfin, die sie auch einzig zu regieren verstand.

4) Ein Liquor, welchen, wenn man ihn oft zu sich nahm, der Orthodoxie geneigt machte, und die Vernunft gefangen nahm. Dieser Liquor ist sehr stark, macht im Anfang zwar einiges Erbrechen, dabei in der Folge aber so dumm, daß die Absicht, warum man ihn nimmt, dadurch fast nicht verfehlt wird. Das Rezept zu diesem Liquor,

eine Erfindung des Hermes Trismagist, ist ein Arkanum. Der Liquor selbst steht Candidaten der Theologie, da, wo die Inquisition eingeführt ist, nicht genugsam zu empfehlen.

5) Ein Säftchen, womit derjenige mit Nuzzen zu bewirthen steht, der einem Staatsbedienten Rechnung abnehmen und ihn dechargiren soll. NB. Dies Säftchen wurde, wie die Frau Gräfin arretirt ward, im ganzen Lande verboten.

6) Eine Handmühle, unnütze Subjekte durch Mahlung derselben in Personen von Bedeutung umzuschaffen. Wer sich die Rippenstöße, die das Mahlen absetzte, nicht verdrießen ließ, fand sich bei dieser wundervollen Handmühle nicht getäuscht.

7) Ein Schlaftrunk, der nur auf eine halbe Stunde und ohne alle nachtheilige Folgen wirkt, für Weiber gut zu gebrauchen, die ihre Männer oder Galans krönen wollen.

8) Eine Maschine, die Liebe des Volks zu erproben. Diese Maschine ist höchst einfach, und thut die beste Wirkung. Ein Volk, das sie auf sich angewendet sieht, wird gewiß nicht in der Liebe zu seinem Regenten wanken. Es ist diese Maschine eine der Knute ähnliche Peitsche, womit man diejenigen öffentlich zu züchtigen hat, die dumme Streiche machen, oder der Mätresse misfallen. Im eigentlichen Sinn macht diese Maschine die Liebe dem Volk recht eindringlich.

9) Eine Maschine, die Freuden auf dem nassen und natürlichen Wege, die dem oberwähnten Geheimniß der Rosenkreuzer vorhergehen, auf Reisen, selbst beim Fahren, im schnellsten Galopp zu genießen.

10) Eine Maschine, die, wenn man sie an der Rechten applizirt, den Menschen in den Stand setzt, Briefe im Schlaf zu unterschreiben. Gleichfalls eine Erfindung der Frau Gräfin, die sie der Liebe zuzuschreiben pflegte. Eine Menge Briefe

braucht bei dieser Maschine nur unter einander gelegt und von jemand vorgeschoben zu werden, worauf sich dann alles, wenn man die Hand des Schlafenden mit einer Schreibfeder ausgerüstet hat, von selbst abmacht, ohne daß das Unterschreiben den Unterschreibenden im Schlaf störte. Eine für große Herrn in der That kostbare und theure Maschine.

11) Eine Maschine, Audienz im Schlaf oder im Namen eines andern zu ertheilen, ohne daß man für diesen andern genommen zu werden befürchten dürfte. Eine große Seltenheit und politisches Arkanum.

12) Eine Quantität dephlogistisirter Salzsäure, die Bittschriften damit bis auf den Namen und die Unterschrift auszulöschen und beliebige Dinge oben drüber schreiben zu können.

13) Ein Ofen, der sich mit Papier ausheizzen läßt, und dabei das Zimmer erwärmt.

Für große Herren brauchbar, damit die Bittschriften nicht umkommen.

14) Ein Konvolut voll Manuskripte enthält:

a) Die Kunst, sich das Regentengeschäft zu erleichtern.

b) Die Kunst, sich dasselbe angenehm zu machen.

c) Die Kunst, leicht alle Geschäfte abzumachen, wie groß auch ihre Menge sei.

d) Die Kunst zu urtheilen, ehe man gedacht hat.

e) Die Kunst, sich des Vortheils zu bedienen, andere für sich denken zu lassen.

II.

Oeffentliche Sachen, vorzüglich Naturkündigern zu empfehlen, um sie vorzuzeigen, damit ihre Zuhörer nicht einschlafen.

1) Ein Messer ohne Klinge, an welchem der Stiel fehlt.

2) Ein doppelter Kinderlöffel für Zwillinge.

3) Eine Repetir-Sonnenuhr von Silber.

4) Eine Sonnenuhr an einen Reisewagen zu schrauben.

5) Eine ditto, welche Lieder spielt.

6) Eine Schachtel voll kleiner fein gearbeiteter Patronen mit Pulver gefüllt, hohle Zähne damit zu sprengen.

7) Eine Chaise per se. Wenn man sich gehörig darauf setzt, so wird ein Dusch mit Pauken und Trompeten gehört. Er schallt durch das ganze Haus. Ein Möbel für einen großen Herrn. Hat der Frau Gräfin 100 Gulden gekostet.

8) Eine große Sammlung von porcellanenen Kammertöpfen von zum Theil sehr lustigen Formen. Die beiden letzten Artikel können eine Stunde vor der Auktion hinter einer spanischen Wand oder auch in einem Nebenzimmer probirt werden.

9) Eine Bettstelle, in Form eines Sarges, schwarz gebeitzt, mit überzinnten Henkeln, nebst 12 Gueridons für 12 Nachtlichter.

Für die Herrn Wöllner und Hermes, wenn sie bei der Frau Gräfin übernachteten.

10) Eine ditto Bettstelle, sich des Nachts darin in der Stube herumzufahren.

11) Ein prächtiges Imperial-Bett, worin drei Großveziere an der Pest gestorben.

12) Eine vortreffliche Sammlung von Instrumenten, die Jacobiner zu Royalisten zu machen. Sie sind meistens von polirtem Stahl, und das Riemenwerck von rothem Maroco. Zumal ist die große Peitsche ein Meisterstück der englischen Riemerkünste.

13) Ein vortrefflich gearbeitetes Modell von einem Leichenwagen, zwölf Leichen zugleich darin hinaus zu fahren. Eine Erfindung der Frau Gräfin, die gebraucht werden sollte, wenn die Lichtenauer Paris erobert und der Erde gleich gemacht hätten.

14) Eine Flasche mit Wasser aus einem Stück Eis, welches im Jahr 1640 noch um Pfingsten auf der Straße gelegen. Es hat die sonderbare und von keinem Physico noch bemerkte Eigenschaft, daß es bei jedem kalten Winter, wenn man es hinaus setzt,

sich gleichsam seiner Freiheit erinnert, und das Glas zersprengt.

15) Ein goldner Trumpfzähler. Etwas Einziges in seiner Art. Er wird wie ein Ring an den Finger gesteckt, doch so, daß er über ein Gelenk zu stehen kömmt. Wenn ein Trumpf gespielt wird, biegt man den Finger sanft, so zeigt er die Zahl der gespielten Trümpfe, ungefähr wie ein Schrittzähler die Schritte.

16) Eine ganz vollständige Haus-Pulvermühle, worin jedermann sein Schießpulver selbst verfertigen kann, und zwar einen halben Zentner auf einmal. Sie ist so bequem eingerichtet, daß sie unter einem etwas großen Schreibtisch, oder auch unter einer etwas erhöheten Bettlade in Gang gesetzt werden kann. Der Pudel, der das Rad treibt, wird mit verkauft.

17) Ein astronomischer Vexir-Tubus, wenn ein Freund durchsieht, und man drehet eine kleine Schraube, so bläst er demselben Pfeffer und Schnupftabak in die Augen. Ist auch auf der Erde zu gebrauchen. Er

soll der Frau Gräfin vom Erbgrafen einmal eine Ohrfeige zugezogen haben.

18) Ein vortrefflicher Jagd=Tubus mit einem Flintenschloß, wenn man die Gläser heraus nimmt, welches mit einem einzigen Ruck geschieht, so kann man kleine Vögel damit schiessen.

19) Ein Barometer, welches immer schönes Wetter zeigt. Das Thermometer dabei zeigt Jahr aus Jahr ein eine angenehme temperirte Wärme.

20) Ein vollkommener Apparat von allerlei Trauergeräthe für hohe Häuser, als:

a) Ein schwarzes Billard mit weissen Schnüren und schwarz angelaufenen Nägeln beschlagen, und rings umher mit Festons von weissem Kattun behangen. Die Glöckchen an demselben sind von Silber, aber mit schwarzem Sammet gedämpft.

b) Ein Dutzend Trauerwürfel schwarz mit weissen Punkten.

c) Ein Dutzend ditto für halbe Trauer, violet mit schwarzen Punkten.

d) Ein Vorrath von Lombre- und Tarok-Karten mit breitem schwarzen Rande, und andere bloß schwarz auf dem Schnitt, ebenfalls für halbe Trauer.

e) Einige Dutzend Liqueur-Gläschen in der Form von antiken Thränen-Fläschchen, zum Schnapsen bei der Leiche.

f) Ein ansehnliches Konvolut von Rezepten, fast die meisten Gerichte, als Suppen, Gemüse, auch Gebackenes völlig schwarz zu färben, worunter auch, die Citronen und Zwieback bei der Leiche schwarz zu beitzen.

g) Ein vortreffliches, vollständiges Tafelservice von Porcellan, wovon jedes Stück auf eine sinnreiche Art auf den Tod anspielt, welches alles zu weitläufig wäre herzuzählen. Nur eins anzuführen, so ist zum Beispiel die Butterbüchse ein Todtenkopf, so natürlich und mit solcher Kunst gearbeitet, daß man glaubt, er lebe. Der Deckel, oder obere Theil des

Cranii ist, selbst inwendig so osteologisch richtig geformt, daß, wenn man den Kopf mit Butter etwas hoch anhäuft, und den Deckel gehörig darauf drückt, die Butter völlig die Form des Gehirns annimmt, welches auf der Tafel, zumal, wenn man der Butter die gehörige Farbe giebt, schauderhaft schön aussieht. Bei einem Versuche, den die Frau Gräfin damit machte, fielen die Damen in Ohnmacht.

h) Eine bleierne Eßglocke, während der Trauer zu läuten.

i) Mehrere schwarz emaillirte Halsbänder, mit weissen Todtenköpfen für die Jagdhunde.

k) Mehrere Masken für Personen, die nicht weinen wollen oder können. Sie sind alle von den größten Meistern gearbeitet und von großer Schönheit, zwar blaß, aber zum Entzücken, zumal die Frauenzimmer-Masken. Die Thränen an denselben sind durchaus durch natürliche Perlen vorgestellt, worunter einige an

den Masken für die nächsten Verwandten, von der Größe einer Erbse sind, u. s. w.

21) Eine Suite von Kleidungsstücken für ein Kind mit zwei Köpfen, vier Beinen und vier Armen, von der Wiege an bis ins zwanzigste Jahr. Ein wahres Meisterstück der Schneiderkunst. Sie können auch zur Probe von zwei einzelnen Menschen angezogen werden, welches, zumahl in gemischter Gesellschaft, zu drolligen Szenen Anlaß giebt.

22) Eine Sammlung von vortrefflichen Formen, Drittel- und Zweidrittelstücke zu gießen, nebst einem Zentner Metall dazu. Dieser Artikel wird um der Delikatesse der Käufer zu schonen, im Dunkeln abgeliefert. Das dafür zu entrichtende Geld wird von dem Auktionator bei einer Diebslaterne in einem Winkel gezählt. Er ist ein Mann von Ehre.

23) Einige Flaschen Lappländer, Acht und Vierziger.

24) Die peinliche Halsgerichts-Ordnung von der Frau Gräfin selbst in Musik gesetzt. Es ist die vollständige Partitur mit Pauken und Trompeten. Bei einigen Passagen enthält das Akkompagnement sogar Kanonenschüsse. Sonst hat hier und da auch die Maultrommel Solo.

27) Einige Formen, Petrefakta zu machen. Das Rezept zur Masse ist dabei. Auch ein Vorrath von Pectiniten, Ammonshörnern u. s. f., auch ganz neu erfundene Muscheln, die damit verfertigt worden, sie lassen alle völlig antik.

28) Das seltenste Stück, nicht allein in dieser Sammlung, sondern vielleicht in der ganzen Welt, nämlich ein Stück ächten Granits, worin ein metallenes Aleph so fest steckt, daß es durch Menschen Hände unmöglich hinein gekommen sein, ja, ohne das Ganze zu zertrümmern, auch nicht dadurch heraus gezogen werden kann. Alle,

die es sehen, bekennen einstimmig, daß es zum Bücherdruk gedient habe. Die Frau Gräfin hat es von einem vornehmen Herrn, der seine Länder auf dem Berge Libanon hat, für eine große Summe gekauft.

---

29) Eine prächtige Staatskarosse mit vieler Vergoldung. Hoch über dem Kutschersitze ist ein prächtiger Spiegel angebracht, der gegen die Ebene, worauf die Kutsche steht oder geht, unter einem Winkel von 45° nach der Kutsche zu geneigt ist. Hinten über der Kutsche korrespondirt ihm ein ähnlich liegender aber entgegengesetzter. Durch dieses prachtvolle Polemoscop wird der Kutscher in den Stand gesetzt, auf dem Bocke sogleich zu sehen, ob sich Jemand hinten aufgesetzt hat. Ist dieses der Fall, so stampft er nur mit dem Fuß auf eine Feder, und der Passagier bekommt sogleich einen derben Stoß gegen das Sitzfleisch, so daß er nicht leicht wieder kömmt.

30) Ein Gespann Pferde, denen die Frau Gräfin das Fressen von Rosinen und Gewürz beigebracht hat. Die Pferde äussern hierauf nichts als Wohlgerüche. Die Frau Gräfin fuhr damit, wenn sie Kur machte.

Verbesserungen.

Seite 16 Zeile 1 von oben statt ihn lies jenen oder Bischoffswerdern
— 30 — 14 von oben, und
— 31 — 6 von unten st. Tepel l. Tegel.
— 32 — 7 von oben statt ult l. not.

Bibl. erot.
Fr. Krenneri.
2529 . . .

X VII 88

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Baranius, August Wilhelm, / Eisenfels, Friedrich / Lichtenau, Wilhelmine <<
von>>,

Versuch einer Biographie der Frau Gräfin von Lichtenau einer berühmten
Dame des vorigen Jahrhunderts

Zürich und Lindau [i.e. Leipzig] 1800

Biogr. 631 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10064615-1
VD18 15293130